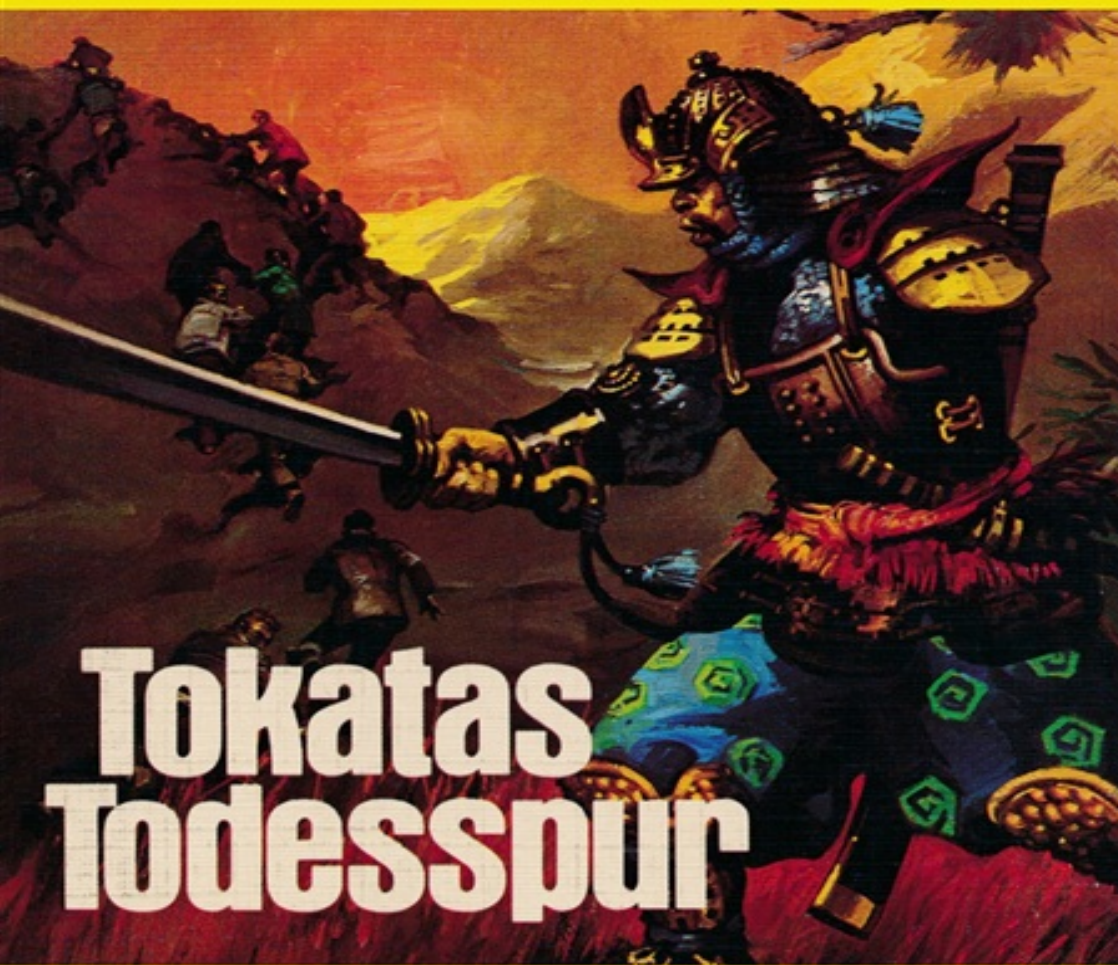


GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Tokatas Todesspur

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Tokatas Todesspur

John Sinclair Taschenbuch Nr. 14

von Jason Dark

erschienen am 11.05.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Tokatas Todesspur

Die Insel lag vor der japanischen Küste. Ein gigantisches, modernes Abfallprodukt. Verlassen, leer, den Gewalten der Natur als Spielball in die Hände gegeben. Und doch gab es dort Leben. Es drang aus dem Inneren der Insel und hinterließ eine Spur des Schreckens. Ich nahm die Verfolgung auf, überstand die tödlichen Gefahren und stand schließlich dem Wesen gegenüber, das diese Todesspur gelegt hatte. Tokata - der Samurai des Satans.

Über Jahrhunderte hinweg mieden die Menschen die Insel. Denn sie wußten genau, daß sie nicht geheuer war. Emma-Hoo, der Teufel, hatte vor Tausenden von Jahren dort einen Kampfplatz errichtet, um seine Diener gefügig zu machen. Bei allen hatte er es geschafft, bis auf einen. Es war der goldene Samurai.

Er widerstand Emma-Hoo, dem Höllenherrscher. Mit seinem goldenen Schwert zerschlug er die glühenden Steine, die ihm der Teufel entgegenschleuderte.

So wurde er nicht sein Diener, und Emma-Hoo, Herr in der Jigoku, der Hölle, schwor ihm finstere Rache. Er suchte sich statt dessen einen anderen Samurai aus, der an seiner Seite kämpfte. Tokata!

Und ihm impfte Emma-Hoo Haß gegen den goldenen Samurai ein. So lange, bis die beiden Todfeinde waren.

Irgendwann würden sie aufeinandertreffen, und dann sollte es sich zeigen, wer der Stärkere war.

Die Insel jedoch blieb weiterhin ein Hort des Schreckens. Sie wurde von den Menschen gemieden, und selbst die Tiere machten einen Bogen um sie.

Bis eines Tages die industrielle Revolution auch Japan erreichte. Alte Tugenden, welche die Menschen dieses Landes ausgezeichnet hatten, wurden verdrängt. Es zählte nur noch der Fortschritt. Man stellte fest, daß das alte Japan eigentlich für seine Bevölkerung zu klein war, und clevere Industriemanager wichen auf die Inseln aus.

Auf die Warnungen der Alten hörten sie nicht. Sie wollten nur verdienen und nahmen auch die Insel des Schweigens in Besitz. Auf ihrer Westseite errichteten sie gewaltige Betonsilos, Wohnburgen für Menschen, die raus mußten aus den überfüllten Städten wie Tokio, Kobe oder Kioto.

Da die Leute wirklich nicht wußten, wo sie sonst unterkommen konnten, nahmen sie das Angebot an. Zu Tausenden zogen sie auf die Insel des Schweigens und lebten dort wie in einem gewaltigen

Gefängnis. Zwar gab es alles, was sie benötigten, angefangen vom Supermarkt über Kinos, Vergnügungszentren bis hin zu einem Bordell, aber es fehlte dennoch der Bewegungsfreiraum.

Egal, in welche Himmelsrichtungen sie auch gingen, irgendwann gerieten sie immer an die hohen Klippen und damit an den Strand. Zwei Jahre ungefähr ging das Experiment gut, danach drehten die Menschen durch.

Zuerst waren es nur Überfälle, dann fielen die ersten Schüsse. Tote blieben zurück. In den Familien, wo sonst so großer Wert auf Tradition gelegt wurde, kam es zu Gewalttätigkeiten. Kinder gingen gegen ihre Eltern vor, Männer erschlugen ihre Ehefrauen, die Polizei befand sich in einem ständigen Streß. Und die Alten wußten Bescheid.

In manchen Nächten saßen sie zusammen und erzählten sich die Geschichten von Emma-Hoo und seinen beiden Samurais. »Die Insel ist verflucht«, hieß es immer wieder. »Sie wird auch verflucht bleiben.«

Je schlimmer es wurde, um so stärker setzten sich die Warnungen der Alten durch. Schon bald sahen auch die jüngeren Menschen ein, daß sie hier nicht mehr bleiben konnten. Petitionen an die Regierung wurden eingereicht. Über drei Jahre zogen sich die Verfahren hin. Die Baugesellschaften stellten Schadenersatzforderungen, es kam zu Prozessen, und schließlich setzte sich der Staat durch. Die Insel wurde geräumt.

Fast fluchtartig verließen die Menschen das Areal. Sie nahmen nur das nötigste mit. Die Bauten, Geschäftszentren und Vergnügungsstätten blieben zurück. Sie sollten vergammeln und verrotten.

Die Bevölkerung aber wuchs weiter. Die Verantwortlichen suchten nach Lösungen auf der Mutterinsel, ließen das geräumte Eiland allerdings nie aus den Augen. Bis jemand eine Idee hatte. Er trug sie

vor, und nun reagierten die staatlichen Stellen sehr schnell, denn die Idee war bei ihnen auf fruchtbaren Boden gefallen.

Warum sollte man auf dieser Insel nicht ein gewaltiges Zuchthaus errichten? Die Amerikaner hatten es mit Alcatraz vor der Küste Kaliforniens vorexerziert.

Die Baugenehmigungen wurden sehr schnell erteilt. Gleichzeitig bewarben sich einige Konzerne um Gelände für ihren Müll. Mit Bestechung wurde durchgedrückt, daß die Insel außerdem als Mülldeponie verwendet werden konnte. Das ging natürlich blitzschnell über die Bühne. Noch während das Zuchthaus gebaut wurde, kamen die ersten Müllschiffe an. Gewaltige Kräne luden den Unrat ab und verteilten ihn auf die entsprechenden Plätze der Insel.

Seit dieser Zeit schwebte immer eine stinkende Rauchfahne über das Stück Land im Meer. Und die Insel des Schweigens wurde ihrem Namen wieder gerecht, denn auch die Verbrecher, die hinter dicken Mauern saßen, redeten kaum. Dieses Zuchthaus galt als ausbruchssicher. Und wenn es mal jemandem gelang, dann war es nicht weiter tragisch, denn die See fraß sie alle. Bei dem Wellengang und dem immer wehenden Wind schaffte es niemand, sich in Sicherheit zu bringen. Wieder vergingen Jahre. Der Zuchthausbetrieb spielte sich ein. Wer hierher kam, der hatte nie weniger als fünf Jahre abzusitzen. Viele starben in den kahlen Betonbauten. Fünfzig Prozent von ihnen auf gewaltsame Art und Weise, denn die Gefangenen drehten sehr schnell durch. Das Zuchthaus war brutaler als alle anderen in Japan. Wer hier vegetierte, war ein Verlorener, ein Ausgestoßener, der nie mehr seinen Weg zurückfinden würde. Dem Personal erging es fast ebenso. Nur wurden die Männer jeden Monat abgelöst, sie hatten dann vier Wochen Pause, konnten zu ihren Familien, bevor wieder ein neuer Dienst begann.

Natürlich waren einige Wärter bestechlich. Sie brachten den

Gefangenen heimlich die Dinge mit, die sie brauchten. Unkorrektheiten dieser Art flogen auf, es gab einige Skandale, zweimal wechselte der Zuchthausdirektor, aber stoppen konnte man die Dinge nicht. Es wurde weiter geschoben und geschachtelt.

Niemand jedoch ahnte, daß die Gefangenen als auch die Wärter auf einem Pulverfaß saßen.

Emma-Hoo hatte nichts vergessen. Die Insel war einmal ein Schlachtfeld gewesen und sollte es nun wieder werden. Diesmal allerdings schrecklicher als zuvor.

Was tief im Gestein der Erde lauerte, stieg langsam in die Höhe und wurde zu einer Brutstätte des Grauens...

Ein lächelnder Mensch mit der Figur eines Sumo-Ringers empfing uns am Portal. Er öffnete die Tür weit und verneigte sich, als wir über die Schwelle schritten.

»Willkommen in unserem bescheidenen Heim, die Herren«, sagte er.

Bescheiden war wirklich übertrieben, denn die japanische Botschaft residierte in einer großen Villa, die einmal einem Herzog gehört hatte. Von dem Verkauf des Hauses lebte er in Saus und Braus irgendwo in der Nähe von Nizza.

Der Sumo-Ringer schloß die Tür. »Darf ich den Gentlemen die Mäntel abnehmen?« fragte er höflich.

Er durfte.

Dabei behielt Suko seine Lederjacke an. Ich überreichte dem Knaben meinen Burberry. Für Sekunden sah ich seine Hände und auch die Hornhaut an den Seiten. Wo dieser Mensch hinschlug, da wuchs bestimmt kein Gras mehr.

»Wenn Sie bitte noch ein klein wenig warten möchten? Der Herr Botschaftssekretär befindet sich in einer Besprechung, die jedoch bald beendet sein wird.«

Ich nickte. »Wir haben Zeit mitgebracht.«

»Das ist etwas sehr seltenes geworden heutzutage«, bekamen wir zur Antwort. »Möchten Sie vielleicht etwas trinken? Tee könnte ich Ihnen servieren.«

Ich schaute Suko, den Tee-Fan, an. Der schüttelte den Kopf. Ich hatte auch kein Verlangen nach Tee, so lehnten wir beide ab.

»Dann nehmen Sie bitte Platz«, wurden wir gebeten.

Das taten wir auch. Und zwar in bequemen Ledersesseln, die gar nicht japanisch aussahen, sondern sehr englisch. Überhaupt machte die gesamte Empfangshalle einen durchaus europäischen Eindruck, wenn nicht an einer Wand die japanische Flagge gehangen hätte, die uns bewies, wo wir uns befanden.

»Hoffentlich wird das kein Reinfall«, bemerkte Suko.

Ich hob die Schultern. »Mal sehen. An und für sich war Sir James davon überzeugt, daß es sich um eine heiße Spur handelt.« Die heiße Spur drehte sich um einen goldenen Samurai. Bisher wußten wir noch nicht, auf welcher Seite er stand. Jedenfalls nicht auf der Seite der Schwarzblüter, denn nach der japanischen Mythologie war er der Todfeind Tokatas, und der wiederum wurde auch der Samurai des Satans genannt und diente Dr. Tod, dem Führer der Mordliga. Das hört sich alles ein wenig kompliziert an, aber wenn man die Zusammenhänge kennt, ist es ganz einfach. Wir waren nicht nur hinter Tokata her, sondern auch hinter dem goldenen Samurai. Und nun hatten wir eine Spur. Wir waren gespannt. Zwei Minuten vergingen.

Ich schaute mich ein wenig um, sah die kostbaren Teppiche auf dem Boden und auch die Gemälde an den Wänden. Sie zeigten zumeist Landschaften. Auf einem Bild war der Fudschijama, der höchste Berg Japans, zu sehen. Sein Gipfel leuchtete schneeweiß. Von dieser kleinen Empfangshalle zweigten mehrere Türen ab. Sie waren rötlichbraun. Die Maserung des Holzes zeigte mir, daß es sich um Mahagoni handelte.

Nobel, nobel.

Und eine dieser Türen öffnete sich. Ein Mann betrat die Halle. Ein kleiner Mensch mit einer spiegelblanken Glatze. Er trug einen grauen Anzug und eine graue Krawatte mit roten Querstreifen. Sein Hemd war blütenweiß. Auf seinem runden Gesicht lag ein entschuldigendes Lächeln, als er uns in einem tadellosen Englisch und mit voller, sonorer Stimme begrüßte. »Es tut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen, aber dringende Geschäfte hinderten mich daran, Sie pünktlich zu empfangen. Sagen Sie mir bitte, womit ich diese Unhöflichkeit wiedergutmachen kann.«

»Wir nehmen es nicht tragisch. Uns geht es oft ebenso wie Ihnen, Mr. Tagashi.«

Den Namen wußte ich, denn Sir James hatte uns über unseren Gesprächspartner informiert.

Tagashi war der dritte Mann in der Botschaft und hatte einiges zu sagen.

Er führte uns in sein Büro.

Auch europäisch eingerichtet. Modern und dennoch gediegen. Hell und freundlich die japanische Grastapete. Das Bild über dem Schreibtisch zeigte einen Kirschblütengarten im April, und neben der Tür hing eine Fotografie des Tenno, des Kaisers. Die Sitzecke befand sich neben dem Fenster, auf dessen Marmorbank Blumentöpfe standen. Ich sah auch ein Bonsai-Gewächs, einen kleinen Baum, nicht größer als mein Arm. Ich wußte, wie schwer es ist, diese Bäume zu züchten, und ich bewunderte ihn entsprechend.

Das war auch Mr. Tagashi aufgefallen. Nicht ohne Stolz in der Stimme erklärte er uns: »Es ist meine eigene Schöpfung.«

»Dann gratuliere ich Ihnen.«

»Danke sehr.« Der Japaner verneigte sich und deutete auf die kleine Sitzgruppe. »Wenn Sie dort Platz nehmen möchten, Gentlemen. Darf ich Ihnen vielleicht etwas zu trinken anbieten?«

»Ein Whisky könnte nicht schaden«, erwiderte ich, während Suko dankend ablehnte.

»Sehr wohl, Mr. Sinclair.« Tagashi öffnete einen Wandschrank und holte eine Flasche sowie ein Glas hervor. Beides stellte er auf ein kunstvoll geschmiedetes Tablett. »Möchten Sie auch Eis, Mr. Sinclair?«

»Nein, ich will mir den Whisky nicht verwässern.«

»Sie lieben das Echte ebenso wie ich.« Er schenkte zwei Fingerbreit ein.

Erst nachdem ich einen Schluck getrunken und anerkennend genickt hatte, kamen wir zu dem eigentlichen Problem unseres Besuches.

»Ihr verehrter Chef, Sir James Powell, hat in weiser Voraussicht ein Schreiben versandt, das nicht nur in Tokio aufmerksam gelesen wurde, sondern auch bei uns. In diesem Schreiben wird auf den Samurai des Satans angespielt. Ich kenne die Geschichte dieser mystischen Figur, und ich glaube Ihnen auch, daß Sie dem Samurai begegnet sind. Ich kenne ferner die alte Geschichte, die von einer unversöhnlichen Feindschaft zwischen dem Samurai des Satans und dem goldenen Samurai berichtet, und daß diese Feindschaft auch die Jahrtausende überdauert hat. Sie ist nicht zu Ende, sondern wurde weitergetragen durch die Geschichte und hinein in die Neuzeit. Der goldene Samurai hat auch heute noch seine Anhänger, und wir besitzen Informationen aus unserem Heimatland, daß sich dort etwas tut. In entlegenen Gebirgsgegenden sind goldene Menschen aufgetaucht, die wie Geister erschienen und nach etwas suchten. Dafür gibt es Zeugen, deren Aussagen durchaus glaubwürdig sind.«

»Haben Sie mit diesen Zeugen gesprochen?« erkundigte ich mich.

»Nein, das nicht. Ich habe jedoch Berichte gelesen, Mr. Sinclair. Die reichen an sich. Wenn man diese Berichte zusammenfaßt, dann kann man nur zu dem Schluß kommen, daß die Auseinandersetzung zwischen Tokata und dem Samurai des Satans dicht bevorsteht. Wo

sie ausgetragen wird, das weiß ich nicht genau. Da kann man nur raten oder den alten Legenden glauben.«

»Nennen Sie mir den Ort.«

»Die Insel des Schweigens, Mr. Sinclair.«

Ich warf Suko einen Blick zu. Der Chinese hob die breiten Schultern. Mit dieser Antwort konnte er ebensowenig etwas anfangen wie ich.

Tagashi bemerkte dies und lächelte. »Es ist natürlich, daß Sie die Insel nicht kennen. Sie liegt auch Tausende von Meilen von hier entfernt und gehört zu Japan. Sie befindet sich etwa zwanzig Meilen vor der Nordküste in einem Inselwirrwarr und hat eine besondere Geschichte hinter sich, die sich bis in die Neuzeit hineinzieht. Man kann sagen, daß die Insel ihren Fluch nie abgeschüttelt hat. Man hat zahlreiche Experimente mit und an ihr versucht und hat vor einigen Jahren die angebliche Lösung gefunden. Die Insel wurde geteilt. Das heißt, auf einer Seite steht ein gewaltiges Zuchthaus und auf der anderen befindet sich eine riesige Müllkippe. Ökologen behaupten, daß dies ungefähr der giftigste Platz der Erde ist. Ich behaupte, nicht nur giftig von der Chemie her gesehen, sondern auch von einer giftigen Magie erfüllt, was die meisten Menschen jedoch nicht wahrhaben wollen.«

»Erzählen Sie uns mehr von dieser Insel«, bat Suko. Das tat der Japaner. Wir hörten konzentriert zu und erfuhren so einiges, auch darüber, was in der Vergangenheit auf der Insel geschehen war.

Sie schien wirklich Dreh- und Angelpunkt zu sein. »Hat man dort auch goldene Geister gesehen?« fragte ich anschließend und trank mein Glas leer.

»Nein, dort nicht. Wenigstens weiß ich nichts davon.«

»Aber es gibt die Goldenen?«

»Das ist mit fast hundertprozentiger Sicherheit anzunehmen«, erklärte Tagashi lächelnd.

»Wie kommt es, daß sie golden sind? Müssen sie nicht mit dem Samurai in Berührung gekommen sein?«

»Ja.«

»Dann hat er also den Weg gefunden.«

Der Japaner nickte. »Zurück in seine Heimat.«

»Und was sucht er dort? Nur die Entscheidung zwischen ihm und dem Samurai des Satans?«

»Nein, er will auch noch den heiligen Fächer finden.«

»Was ist das schon wieder?«

»Es ist für einen Fremden natürlich schwer, sich in der Geschichte unseres Landes und vor allen Dingen mit den Details auszukennen, die den Samurai-Kult auszeichnen. Ich will es ihnen kurz erläutern. Der Fächer gehört zu einem Samurai-Krieger ebenso wie sein Schwert, Pfeil und Bogen oder das Pferd. Der Fächer kann sowohl als Angriffs- als auch als Abwehrwaffe benutzt werden. Zusammengelegt ist der Fächer eine hervorragende Angriffswaffe, auseinandergefaltet jedoch eine Abwehrwaffe. Es gibt Krieger, die beherrschen ihn meisterlich. Wenn Pfeile auf sie gezielt werden, dann reißen sie gedankenschnell ihren auseinandergeklappten Fächer hoch und schützen sich so vor den Treffern der gefährlichen Pfeile.« Ich nickte. »Das ist alles sehr verständlich. Nur sagen Sie mir noch, aus welchem Material so ein Fächer besteht.«

»Metall. Ein Fächer ist aus Metall. Es gibt in Japan auch heute noch Schmiede, die diese Fächer herstellen können. Dabei ist es eine ebenso große Kunst, wie das Schwert des Samurai zu schmieden.«

»Und der heilige Fächer?« fragte ich. »Warum ist er heilig?«

»Weil er der Sonnengöttin Amaterasu gehörte. Wenn man den Fächer auseinanderklappt, dann ist die Sonnenscheibe blutrot zu sehen. Dieser Fächer hat, wie gesagt, einmal der Sonnengöttin gehört. Sie verlor ihn allerdings dann.«

»Warum?« Ich wollte es jetzt genau wissen. Tagashi lächelte weise

und wissend.

»Weil es im Dunkel der Geschichte eine Zeit gegeben hat, wo die Sonnengöttin nicht mehr so mächtig war. Ihr Bruder, der gefährliche Susanoo, übernahm die Herrschaft. Seine Schwester floh in das Dunkel der Dimensionen und wurde erst durch einen Spiegel zurückgeholt. Die Legende aber sagt, daß der Fächer noch existiert, und zwar auf der Insel des Schweigens. Dort hat sie ihn vor ihrer Flucht versteckt. Und ferner heißt es in der Sage, daß derjenige, der Amaterasus Fächer besitzt, unbesiegbar ist. Der goldene Samurai wird also danach trachten, den Fächer zu finden. Und wahrscheinlich will es auch Tokata.«

»Moment«, sagte ich. »Weiß Tokata, wo sich dieser Fächer befindet?«

»Das ist anzunehmen. Er war zwar lange Zeit verbannt, aber er wird nichts vergessen haben.«

»Dann ist es möglich, daß die beiden Samurais auf der Insel des Schweigens zusammentreffen.«

»Sie sprechen meine Gedanken aus, Mr. Sinclair.« Ich schwieg. Auch Suko sagte nichts.

Beide wußten wir allerdings, daß wir auf einer Zeitbombe saßen. Die Anzeichen für ein Aufeinandertreffen der beiden mächtigen Samurai-Krieger mehrten sich. Und das konnte ungemein gefährlich werden, wobei ich mich fragte, was Tokata mit dem Fächer anstellen wollte, wo er doch nur noch seinen rechten Arm hatte. »Sie werden hinfahren, nicht?« fragte uns Mr. Tagashi.

Suko und ich nickten synchron. »Ja«, erwiderte der Chinese, »diese Chance dürfen wir uns nicht entgehen lassen.«

»Und was werden Sie dort tun?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht ist es möglich, beide zu vernichten. Es ist ja nicht gesagt, daß der goldene Samurai auf unserer, der Seite der Menschen, steht.«

»Da gebe ich Ihnen recht, Gentlemen.« Tagashi winkelte die Arme an und stützte seine Hände auf die Sessellehnen. Ein Zeichen, daß er aufstehen wollte. Wir verstanden es und erhoben uns ebenfalls. »Sie erhalten natürlich alle erdenkliche Unterstützung«, erklärte er uns noch.

»Das freut uns«, erwiderte Suko.

»Und hüten Sie sich vor den goldenen Dienern. Sie können überall sein. Wenn der Samurai zum großen Kampf geblasen hat, werden ihm alle seine Diener folgen. Sie...« Mit einem lauten Geräusch flog die Tür auf.

Sie knallte bis an die Wand und befand sich noch im Zurückschwingen, als Suko und ich bereits herumwirbelten und nach links und rechts zur Seite huschten.

Auf der Schwelle stand der Mann, der uns eingelassen hatte.

Der Sumo-Ringer.

Nur hatte er sich verändert.

Er war zu einem Diener des goldenen Samurai geworden und hielt in der Hand den tödlichen Bogen, dessen Sehne bis zum Anschlag gespannt war, so daß er sie nur loszulassen brauchte, um seinen goldenen Pfeil ins Ziel zu schießen...

»Vorsicht!«

Mein Warnruf galt Tagashi, der wie angenagelt auf dem Fleck stand. Ich hatte gesehen, daß der Pfeil auf ihn zielte. Zur Stabilisierung war der Pfeil mit einer Feder versehen. Und jedes einzelne Haar der Feder zeigte einen goldenen Anstrich. Golden wie auch der Diener.

Dieser so freundliche Sumo-Ringer hatte sich auf eine erschreckende Art und Weise verändert. Seine Haut wies einen goldenen Überzug auf, die Pupillen schimmerten ebenfalls in goldener Farbe, so daß er auf mich den Eindruck einer lebenden

Statue machte.

Dies alles nahm ich buchstäblich in Bruchteilen von Sekunden wahr.

Genau in der Zeit, als mein Warnruf noch durch die Luft schwebte.

Für Tagashi kam er zu spät.

Der Japaner wollte zwar noch weg, aber da befand sich der Pfeil bereits auf seiner tödlichen Bahn. Das Sirren war ein häßliches Geräusch, und als noch häßlicher konnte man das bezeichnen, mit dem der Pfeil in den Körper schlug. Tagashi zuckte zusammen. Er krümmte sich dabei, beugte sich nach vorn, und seine Hände umklammerten den Schaft des Pfeils, als wollten sie ihn wieder aus der Brust reißen.

Er schaffte es nicht mehr. Aus der Wunde in der Brust rann sein Lebenssaft in einem dünnen Faden und versickerte in der Kleidung. Tagashi machte noch ein paar torkelnde Schritte zur Seite, dann knickte er ein und kippte um.

Wir waren natürlich entsetzt über diesen plötzlichen Angriff.

Gleichzeitig hatten wir auch unsere Waffen hervorgerissen und feuerten.

Zwei Berettas spuckten ihre Kugeln aus. Sie bohrten sich in die Brust des goldenen Sumo-Ringer. Wir hörten einen hohlen Klang, aber der Mann fiel nicht. Er war immun gegen die Kugeln.

Das hatten wir beide gehant, aber trotzdem geschossen. Es war als ein reines Ablenkungsmanöver gedacht gewesen, denn nun konnten wir unsere anderen Waffen einsetzen. Die Dämonenpeitsche, zum Beispiel.

Suko hatte sie bereits gezogen. Er schlug mit der Öffnung einen Kreis über den Boden, und die drei aus Dämonenhaut geflochtenen Riemen fielen heraus.

Unser Gegner hatte die Zeit genutzt. Eigentlich rechneten wir damit, daß er einen zweiten Pfeil auf die Sehne legen würde, doch das

erwies sich als eine Täuschung. Der Sumo-Ringer wandte sich um und gab Fersengeld. Da gab es nur eins für uns. Wir mußten hinterher. Suko und ich starteten fast gleichzeitig. Die Tür war nicht völlig zugefallen.

Allerdings mußten wir sie aufziehen, weil der Spalt zu klein war. Der Goldene befand sich bereits in der kleinen Halle und hatte sie auch schon zum größten Teil durchquert. Er hetzte auf eine andere Tür zu, stieß sich zwei Schritte davor ab, ein Schrei entrang sich dabei seiner Kehle, und dann rammte er durch die Füllung. Er hatte soviel Wucht hinter seinen Sprung gelegt, daß die schwere Mahagonitür splitterte und er freie Bahn hatte, in das andere Zimmer zu verschwinden. Dieser Goldene war ein mörderischer Gegner. Ich brauchte auch nur an seine Hornhaut auf den Händen zu denken, dann wurde mir direkt mulmig.

Das Wesen stellte eine ungeheure Gefahr dar. Und daß es so schnell eingegriffen hatte, zeugte davon, wie prompt die andere Seite reagierte.

Es schien wirklich alles vorbereitet zu sein und dicht vor dem Abschluß zu stehen. Tagashi hatte nicht gelogen. Der große Kampf stand bevor.

Wie brutal und rücksichtslos er sich abspielen würde, das hatten wir vor wenigen Sekunden erlebt. Wir machten nicht den Fehler und stürmten einfach durch die zerstörte Tür. Zu leicht hätten wir in eine Falle laufen können. Ein schnell geschossener Pfeil hätte auch unserem Leben ein Ende bereitet.

Rechts und links der zerstörten Tür blieben wir stehen. Eine kurze Verständigung durch Blicke, und dann hörten wir aus dem hinter der Tür liegenden Zimmer das Klirren einer Scheibe. Der Goldene suchte das Weite.

Gleichzeitig klangen von der oberen Etage her Stimmen auf. Auf japanisch rief jemand etwas, das wir allerdings nicht verstehen

konnten.

Zudem wollten wir uns nicht aufhalten lassen und wagten jetzt den Sprung.

Der Goldene hatte uns nicht getäuscht. Er war tatsächlich durch das zerstörte Fenster geflohen. Als wir durch die Scheibe schauten, sahen wir ihn im Garten. Mit Riesenschritten eilte er querbeet. Es war wirklich ein gepflegter Garten, der selbst im Winter noch gut aussah. Der Goldene schlug die direkte Richtung zu der Mauer ein, die an einer Seite den Garten begrenzte. Es gab keinen Zweifel, daß er hinüber wollte.

Er war zu weit entfernt, als daß wir ihn noch durch Nachlaufen erwischen konnten.

Aber wir wollten ihn haben, er war unter Umständen ein wichtiger Informant.

Das wußte auch mein chinesischer Partner und Kollege. Er holte seine stärkste Waffe hervor. Es war der von Buddha vererbte Stab, durch den Suko in die Lage versetzt wurde, die Zeit anzuhalten, wenn er ein bestimmtes Wort rief. Fünf Sekunden erstarrten dann alle Bewegungen in der unmittelbaren Umgebung.

Der Chinese setzte den Stab nur ein, wenn es wirklich erforderlich war.

Und er konnte ihn auch nicht mehrmals hintereinander gebrauchen, weil es einige Zeit dauerte, bis sich dessen Kräfte regeneriert hatten.

Schon hielt er ihn in der rechten Hand. Und wie von selbst drang das bewußte Wort über seine Lippen.

»Topar!«

Suko hatte es laut hinausgeschrien. Augenblicklich erstarrten im näheren Umkreis sämtliche Bewegungen. Und zwar so weit, wie sein Schrei zu hören war.

Hoffentlich hatte ihn der Flüchtling vernommen!

Ich konnte mich ebenfalls nicht bewegen und blieb in der Haltung

stehen, die ich vor dem Ruf eingenommen hatte. Leicht geduckt, den rechten Arm nach vorn gestoßen, den linken ein wenig zurückgehalten.

Doch Suko rannte.

Er sprang durch das zerstörte Fenster, landete auf dem weichen Boden und sprintete so schnell er konnte. Suko warf alles in die Waagschale, er wollte und mußte den Goldenen erreichen, noch bevor die fünf Sekunden vorbei waren.

Nach drei Sekunden hatte er schon drei Viertel der Strecke hinter sich. Nur noch wenige Schritte.

Vier Sekunden...

Suko jagte weiter.

Fünf!

Da bewegte sich der Goldene wieder. Sukos gewaltiger Satz war schon eine artistische Meisterleistung. Bevor der Diener des goldenen Samurai irgend etwas unternehmen konnte, sprang der Chinese ihn an. Wuchtig prallte er gegen ihn.

Suko war wirklich kein Schwächling. Er hatte Kraft und stand dem Sumo-Kämpfer sicherlich nur wenig nach. Der war geschockt, daß er von meinem Freund zu Boden gerissen wurde. Das sah ich, als ich durch das Fenster in den Garten sprang, denn nach Ablauf der Zeit konnte ich mich ebenfalls wieder bewegen.

Sukos Arme wirbelten. Er schlug nicht mit der Dämonenpeitsche zu, sondern entriß dem Goldenen mit der freien Hand den Bogen.

Wuchtig schleuderte der Chinese ihn weg. Jetzt hatte der Diener nur noch die Pfeile. Sie steckten in einem Köcher, der sich auf seinem Rücken befand.

Als ich meinen Partner erreichte, hatte Suko den Goldenen bereits hochgerissen und mit dem Rücken gegen einen Baumstamm gewuchtet.

Da wurde der Diener aktiv.

Sein Schrei zitterte durch den winterlichen Garten. Es war ein wilder, herrischer Kampfschrei, wie ihn die Samurai ausstießen, wenn sie gegen den Feind ritten.

Es blieb nicht bei dem Schrei, denn der andere geriet in Bewegung.

Hageldicht kamen seine Schläge. Die Hände waren gekrümmt, sie sollten zu tödlichen Waffen werden und wären es vielleicht auch geworden, wenn vor ihm nicht Suko, ebenfalls ein Meister seines Fachs gestanden hätte. Auch er befand sich in Bewegung. Suko parierte die harten Schläge. Die prallten an seinen zur Deckung hochgerissenen Armen ab, und der Chinese wich sicherheitshalber zurück. Dabei ließ er die Dämonenpeitsche fallen, so daß er sich jetzt mit beiden Händen verteidigen konnte.

Kampf bis aufs Messer. Ich war zu einem Statisten degradiert worden, denn ich konnte da nicht eingreifen. Das war allein Sache der beiden Meister.

Suko war schnell und geschickt. Vielleicht um eine Idee wendiger als sein Gegner, der mehr Kraft hatte. Immer öfter lief der Goldene ins Leere. Seine Hiebe kamen wie Hammerschläge, wuchtig, hart und darauf ausgerichtet den anderen zu zerschmettern.

Manchmal glaubte ich sogar, die Luft pfeifen zu hören, wenn er zuhieb.

Wieder holte er zu einem mörderischen Hieb aus. Ich sah es wie in einem Zeitlupenfilm. Suko, dieser Wahnsinnsknabe, hatte sich deckungslos vor ihm aufgebaut und die Hände erhoben. So wollte er seinen Gegner provozieren. Für mich ging Suko damit zu weit. Der Hieb kam.

Schräg fuhr er auf den Chinesen zu. Er hätte ihn wirklich von den Beinen gerissen und zu Boden geschmettert, doch Suko griff zu einem Trick.

Plötzlich wirbelte sein rechtes Bein hoch, denn Karate ist ein Kampfsport, der auch mit den Füßen betrieben wird. Und Sukos Fuß

fuhr genau in den Hieb hinein. Die Fußspitze hämmerte gegen den Unterarm des Goldenen und wuchtete ihn in die Höhe. So hoch, daß die Handkante gegen einen tief wachsenden Baumast prallte und diesen vom Stamm abrasierte, soviel Wucht lag noch hinter dem Hieb.

Das Holz wirbelte zu Boden. Gleichzeitig ging auch der Goldene parterre, denn Suko hatte es nicht bei einem Tritt belassen, sondern gleich das linke Bein hinterhergeschickt. Es hatte den Goldenen am Hals getroffen. Dicht neben dem Baumstamm krachte er auf die Erde, und ich, der bisher als Zuschauer fungiert hatte, begriff sofort die Chance, die sich mir bot. Gedankenschnell tauchte ich zur Seite, hob die Dämonenpeitsche auf und warf sie dem Chinesen zu. »He, fang!«

Suko reagierte traumhaft sicher.

Die Peitsche befand sich noch in der Luft, als sein rechter Arm vorschnellte und fünf Finger den Griff umklammerten. Der Arm fiel nach unten.

Ich rechnete damit, daß Suko zuschlagen würde, doch er hatte etwas anderes vor. Dicht über dem Gesicht des Goldenen kamen die drei Riemen der Peitsche zur Ruhe, und sie blieben auch dort, denn Suko dachte nicht daran, zuzuschlagen. Dieser Diener sollte reden, denn wir brauchten Informationen, wenn wir etwas unternehmen wollten. Der Goldene verdrehte die Augen, als er auf die drei graugrün schimmernden Riemenspitzen starrte. Er schien zu spüren, daß sie eine Gefahr für ihn bedeuteten.

Der Goldene lag ruhig. In seinem Gesicht bewegte sich bis auf die Augen nichts. Wie eine dünne Schicht lag die goldene Farbe auf seiner Haut. »Rede«, sagte Suko. Er erhielt keine Antwort. Der Chinese fackelte nicht lange, sondern griff zu stärkeren Mitteln. Er bewegte die Peitsche, so daß die Riemen leicht hin-und herschwangen.

Sie streiften sogar das Gesicht des Goldenen, und der Diener des

Samurai verzog das Gesicht, als würde er unsagbare Schmerzen verspüren, doch kein Laut drang aus seiner Kehle.

»Willst du sterben?« fragte Suko.

»Ihr werdet sterben!« keuchte er. »Ihr! Jeder, der den Goldenen Samurai aufhalten will, ist des Todes. Er hat sich eine große Aufgabe vorgenommen, und er wird sie erfüllen, das verspreche ich euch. Flieht, solange noch Zeit ist, aber legt euch nicht mit dem goldenen Samurai an, denn das wird euer Tod sein« Er war sehr davon überzeugt, daß seine Worte auf fruchtbaren Boden fallen würden, doch ich tat ihm den Gefallen nicht. Auch Suko blieb stehen. Es war schon ein Vorteil, daß der Diener überhaupt gesprochen hatte, und er sollte auch weiterreden.

»Wir wollen den goldenen Samurai nicht töten, wir wollen nur wissen, was er vorhat«, sagte Suko. »Und das wirst du uns sagen.«

»Nein!«

»Will er den Fächer holen?« fragte ich und trat einen Schritt näher an ihn heran.

Ich sah in seinen Augen die Reaktion, daß ich mit meiner Vermutung recht hatte. Die Pupillen verdunkelten sich für einen winzigen Augenblick, der goldene Schimmer verschwand. »Also ja«, sagte ich.

»Von mir bekommt ihr keine Antwort.«

»Und Tokata will ihn ebenfalls, wie ich annehme«, fuhr ich fort. »Beide werden sich auf der Insel des Schweigens treffen, denn dort ist der Fächer versteckt, der einmal der Sonnengöttin Amaterasu gehört hat, wenn ich mich nicht irre.«

»Ihr wißt viel.«

Ich lächelte. »Und den Rest erfahren wir von dir. Wann ist es soweit? Wann werden sich die beiden Todfeinde auf der Insel des Schweigens begegnen?«

»Ich sage nichts.«

»Dann willst du sterben.«

»Ich sterbe nicht«, flüsterte er. »Ich bin zwar dann nicht mehr auf der Erde, aber die Geister der Jigoku werden mich nicht wollen, denn ich bin ein Gerechter, ich gehöre zu dem goldenen Samurai, der sogar Emma-Hoo den Kampf angesagt hat.« Das war ja die Tragik, in der wir uns befanden. Eigentlich war der Samurai kein Gegner für uns, denn er gehörte ebenfalls zu den Feinden der Hölle, wie auch wir. Nur kam es auf die Mittel an, die man einsetzte, um gegen die Hölle anzugehen. Der Samurai kannte keine Rücksicht, er wollte sein Ziel mit allen Mitteln erreichen und nahm dabei auf Menschenleben keine Rücksicht.

Wir kämpften zwar auch gegen die Schwarzblüter und Geschöpfe der Finsternis, aber wir waren Polizeibeamte und somit dem Gesetz verpflichtet, das wir auch nicht übertreten konnten, wenn wir in anderen Ländern einen Fall zu lösen hatten.

Wir mußten uns an die Regeln halten, deshalb hatten wir es auch manchmal so schwer. Die Gegner gingen dagegen den direkten Weg, das heißt, über Leichen.

Nur konnte ich nicht behaupten, daß mir der andere Weg lieber gewesen wäre. So blieb unser Gewissen wenigstens sauber. »Wie können wir mit dem goldenen Samurai Kontakt aufnehmen?« fragte ich.

»Das geht nicht.«

»Du hast es auch geschafft.«

»Ich gehöre auch zu ihm.«

»Aber wir wollen mit ihm reden«, sagte Suko, »denn Tokata ist auch unser Feind.«

»Dann wartet ab und seid froh, wenn der Goldene es schafft, Tokata zu besiegen.«

»Und wenn er es nicht schafft?«

Der Diener schaute Suko an. »Du zweifelst? Nein, der goldene

Samurai ist unbesiegbar, wenn er einmal den heiligen Fächer gefunden hat. Ich werde jetzt aufstehen und gehen. Vielleicht treffe ich ihn und kann ihm dann berichten, daß ihr beide...«

»Du gehst nicht«, sagte ich hart. »Denn du hast einen Mord auf dem Gewissen.«

»Wir haben Tagashi gewarnt. Er hätte nichts sagen sollen. Verräter müssen eben sterben.«

»Wenn du so denkst, bist du nicht besser als die anderen«, hielt ich entgegen.

»Sei verflucht!« schrie er und richtete sich tatsächlich auf. Suko wollte die Peitsche eigentlich zur Seite ziehen, doch er war von der Bewegung des anderen überrascht worden. Und noch überraschter wurde er, als die rechte Hand des Goldenen nach den drei Riemen packte. Fast hätte er Suko die Peitsche sogar aus den Fingern gerissen, doch das hatte er gar nicht vor. Er tat etwas, womit wir beide nie im Leben gerechnet hätten. Als er die drei Riemen der Peitsche umklammerte, riß er gleichzeitig den Mund auf. Für einen Moment starrten wir in eine dunkle Höhle, so weit waren die Kiefer auseinandergeklappt.

Und im nächsten Augenblick stopfte er sich die drei Riemen voll in den Rachen.

Beide waren wir völlig perplex. Ich hörte Suko stöhnen, er wollte die Dämonenpeitsche zurückziehen, doch da war es längst zu spät. Sie entfaltete bereits ihre Wirkung - und zerstörte den Diener des goldenen Samurai.

Es schien, als hätte er einen Faustschlag in den Rücken bekommen, denn so stark bäumte er sich auf und uns entgegen. Obwohl die Riemen der Dämonenpeitsche seinen Mund verstopften, schaffte er es dennoch, einen heiseren Schrei auszustoßen. Dann setzte bei ihm der Verfall und die Zerstörung ein. Das Gold wurde schwarz. Aus hell wurde dunkel.

Seine Haut schrumpfte zusammen, sie nahm einen anderen Farbton an.

Erst grau, dann schwarz, wie verbrannt. In einer letzten Bewegung spie er die drei Riemen der Peitsche aus. Wir sahen dabei seine Zunge. Sie war ebenso schwarz wie die Haut. Erschüttert standen wir vor ihm. Suko hielt die Peitsche fest und hob die Schultern.

»Warum hat er das getan?« fragte er leise.

»Er hat das Gesetz des Schweigens übertreten«, erwiderte ich, »und sah nur noch eine Chance. Er mußte sich selbst töten, um vor seinem Herrn bestehen zu können.«

»Auch eine Art von Harakiri«, meinte Suko.

»Das kann man sagen.«

Wir drehten uns um und sahen erst jetzt die Menschen, die den Garten betreten hatten.

Stumm hatten sie sich im Halbkreis vor uns aufgebaut und schauten uns an. Es waren Japaner, allerdings westlich gekleidet. In ihren Augen jedoch las ich so etwas wie Verstehen, und ich glaubte, daß sie sehr wohl wußten, was in den letzten Minuten geschehen war.

Sogar der japanische Botschafter traf ein. Er befand sich in Begleitung eines breitschultrigen Mannes, wahrscheinlich sein Leibwächter. Ich kannte den Botschafter vom Bild her, das mir Sir James gezeigt hatte, deshalb ging ich auf ihn zu. »Sir, ich möchte Ihnen eine Erklärung abgeben«, sagte ich.

»Bitte sehr.«

»Vielleicht nicht hier, Sir...«

»Das ist selbstverständlich, kommen Sie bitte mit.« Auch Suko ging mit. Die Blicke der anderen brannten in unseren Rücken.

Der Botschafter lud uns in sein Arbeitszimmer ein, nahm jedoch selbst nicht Platz, sondern blieb vor dem Fenster stehen und schaute hinaus.

»Ich wußte Bescheid, aus welchem Grunde Sie gekommen waren,

Mr. Sinclair und Mr. Suko. Ich habe mich bewußt nicht eingemischt, weil ich es selbst nicht so recht glauben konnte, aber nun mußte ich mit eigenen Augen sehen, wie weit die Dinge schon vorangeschritten sind.«

»Dann kennen Sie die alten Geschichten, Sir?«

»Ja, die sind mir bekannt.« Er drehte sich heftig um. »Japan ist zwar eine moderne Industrienation geworden, doch die Geschichten und Legenden leben weiter. Zwar nicht mehr so an der Oberfläche wie früher, darunter allerdings gärt es. Die Menschen haben nichts vergessen, sondern nur verdrängt. Zudem sind sie der Massengesellschaft überdrüssig geworden und sehnen sich wieder nach den alten Idealen und Tugenden der Samurai-Zeiten zurück. Aber so etwas ist wohl nicht nur auf unser Land beschränkt, sondern das gibt es weltweit.«

Da hatte der Botschafter recht. Auch in Europa erlebten wir eine Rückkehr zum Alten. Die Mystik wurde mehr in den Vordergrund gespielt. Hellseher und Astrologen hatten Hochkonjunktur, der moderne Mensch begann sich mit den Geheimwissenschaften zu beschäftigen. Nostradamus, der große Seher, war wieder in. Seine Voraussagen wurden verschlungen. Bücher, die dieses Thema als Inhalt hatten, verkauften sich wie warme Semmeln und wurden zu Bestsellern.

Dies alles ging mir durch den Kopf, als der Botschafter mir von seinem Land erzählte.

»Wir müssen den Samurai stoppen«, sagte ich. »Mr. Tagashi hat sein Leben verloren. Er liegt tot in seinem Arbeitszimmer. Und sein Mörder war der Goldene.«

Ich wußte nicht, ob der Botschafter bereits über den Tod seines Mitarbeiters informiert war. Wenn ja, dann gab er dies jedenfalls nicht zu erkennen.

Seine Hand fuhr zum Gesicht hoch und faßte den Bügel der dunklen

Hornbrille. Er nahm sie ab und putzte mit einem blütenweißen Tuch die Gläser. »Wir sind leider in eine Lage geraten, wo wir nicht mehr zögern dürfen. Sie, meine Herren«, jetzt hob er den Kopf und schaute uns an, »dürfen auf keinen Fall auch nur eine Stunde versäumen. Ich habe Ihre Papiere und Empfehlungsschreiben fertig in meiner Schreibtischschublade liegen. Sie sind bereits in Tokio avisiert worden. Fahren Sie los und zögern Sie bitte nicht. Was hier passiert ist, das übernehme ich.«

»Ich danke Ihnen, Sir.«

»Nein, Mr. Sinclair, wir haben wohl zu danken. Und tun Sie Ihr Bestes, bitte.«

»Das werden wir, Sir.« Suko und ich nickten.

Eine halbe Stunde später standen wir wieder vor der Botschaft.

London hielt uns umfassen. Eine andere Welt. Der Kampf mit dem Goldenen kam uns wie ein Traum vor.

Beide schauten wir hoch in den grauen Himmel. Westwind wirbelte die Wolken durcheinander, formte aus ihnen schaurige Gebilde und seltsame Figuren.

Suko verzog die Mundwinkel.

»Was hast du?« fragte ich.

»Ob das Wetter in Japan ebenso schlecht ist wie hier?« meinte er grinsend.

Ich schlug mir gegen die Stirn. »Deine Sorgen möchte ich haben, wirklich. Denk lieber an den goldenen Samurai, dann kannst du das Wetter vergessen...«

Tokata, der Samurai des Satans, steckte voller Unruh. Er spürte genau, daß es nicht mehr weit war bis zur Entscheidung, denn sein Todfeind, der goldene Samurai, wollte endlich wissen, wer der Stärkere war.

Tokata hatte reagiert.

Er selbst war ein schwarzmagisches Geschöpf, Emma-Hoo hatte sich auf seine Seite gestellt und ihm Kräfte gegeben, die man als unheimlich und unwahrscheinlich bezeichnen konnte. Sein Schwert war in der tiefsten Hölle geschmiedet worden, Emma-Hoo hatte der Klinge den schwarzmagischen Atem eingehaucht, und sie galt als fast unbezwingbar. Aber eben nur fast.

Denn es gab ein ähnliches Schwert, das der Goldene trug. Doch er hatte es nicht von Emma-Hoo bekommen, sondern von einer starken Gegnerin. Die Sonnengöttin Amaterasu hatte ihm dieses Schwert überlassen, bevor sie vor ihrem Bruder geflohen war. Tokata wußte nicht genau, welches Schwert mächtiger war. Seins oder das des Goldenen.

Aber er wollte und er mußte es herausfinden, denn sonst hatte er keine Ruhe mehr. Einer von ihnen war zuviel auf der Welt. Zudem hatte die Sonnengöttin auch noch etwas anderes hinterlassen. Das war der heilige Fächer. Diese Waffe diente als Schutz gegen gefährliche Feinde. Wenn Tokata ihn noch in die Hand bekam, war alles gelaufen. Dann konnte ihm der Goldene nichts mehr anhaben. Er würde ihn vernichten und Emma-Hoo seinen Staub vor die Füße blasen. So dachte der Samurai des Satans, und sein gesamtes Sinnen und Trachten drehte sich nur um die Erreichung seines Ziels. Er ging diesen Weg allein und verließ sich nicht auf seinen Herrn Dr. Tod und die anderen Mitglieder der Mordliga.

War er sonst auch treu und hündisch ergeben, das Vorliegende ging nur ihn und den goldenen Samurai etwas an. Solo Morasso hatte sich da herauszuhalten.

Bei Nacht und Nebel hatte Tokata die Festung in Feuerland verlassen.

Ein weiter Weg lag vor ihm, Tausende von Meilen über einen gefährlichen Ozean, aber Tokata nahm diese Bewährungsprobe gern in Kauf, weil er nur an sein Ziel dachte. Es war ihm gelungen, auf ein

Schiff zu gehen. Die Matrosen und Besatzung wußten nichts von der magischen Zeitbombe, die sich unter ihnen befand. Tokata hatte sich im hintersten Laderaum verkrochen. Es war ein russisches Schiff, das in Richtung Westen fuhr und auch die japanische Küste passieren würde.

Tage vergingen.

Tokata war ein Dämon. Er brauchte weder Essen noch Trinken. Still und starr hockte er in seinem stockdunklen Verlies, die Pranke dabei auf dem Griff des Schwertes haltend. Wer ihn sah, der verlor fast den Verstand, so schrecklich sah der Samurai des Satans aus.

Ganz in Schwarz war er gekleidet. Dieser Panzer stellte seine Rüstung dar, doch er bestand nicht aus Eisen, sondern aus einem lederartigen, sehr harten Material, das sogar Kugeln widerstand. Von dem eigentlichen Körper des Samurais war nichts zu sehen, weil die Rüstung ihn verdeckte. Die Beine steckten ebenfalls in lederartigen, langen Stiefeln, über die jedoch eine Art Pumphose fiel, ebenfalls aus dem widerstandsfähigen Material gearbeitet. Einen Arm hatte er nur noch.

Und zwar den rechten. Der linke Arm war ihm durch den silbernen Bumerang, geschleudert von dem Geisterjäger John Sinclair, abraziert worden. Und dies würde Tokata Sinclair nie vergessen.

Sein Gesicht kannte kaum jemand, denn es wurde durch eine Maske geschützt, die irgendwie an eine Fechtmaske erinnerte. Vorn befand sich ein Gitter, durch das der Samurai schauen konnte. Selbst wer sehr dicht an ihn herantrat, der konnte von außen durch das dünne Gitter der Maske das Gesicht nicht genau erkennen. Nur Umrisse, und die schimmerten bleichgelb, wobei zwischendurch auch dunkle Flecken zu sehen waren. Mehr war wirklich nicht zu sehen. Und zum Glück, mußte man sagen, denn unter Umständen hätte der Betrachter dabei den Verstand verloren.

Tokata blieb in seinem selbstgewählten Gefängnis und dachte an

seine finstere Rache. Je länger die Fahrt dauerte, um so mehr war er davon überzeugt, es zu schaffen. Ja, er würde den anderen besiegen, der goldene Samurai hatte gegen ihn keine Chance. So verging die Zeit der Überfahrt. Noch war Tokata nicht entdeckt worden, noch hatte er keine Todesspur hinterlassen, wie es sonst der Fall war. Er wollte nicht auffallen, sein Ziel war einzig und allein die Insel des Schweigens.

Doch wehe dem, der in völliger Unkenntnis den Frachtraum des Schiffes betrat und auf Tokata stieß...

Das geschah genau am letzten Tag. Es war der russische Matrose Oleg, der sich dem Frachtraum näherte. Er fuhr schon seit über vier Jahren auf dem Schiff und fast immer die gleiche Route. In seiner Heimat waren nicht nur Lebensmittel ziemlich knapp geworden, sondern auch etwas, das es offiziell dort gar nicht gab, aber von vielen Russen immer stärker verlangt wurde. Rauschgift!

Genauer gesagt: Heroin.

Oleg, der Matrose, kannte die einschlägigen Quellen, wo er etwas von dem Zeug kaufen konnte. Und die Männer im fernen Sibirien waren einsam. Dort existierten zwar gewaltige Forschungsstätten, aber es gab wenig Abwechslung. Frauen schon gar nicht, so daß die Männer, die dort arbeiteten, nicht nein sagten, wenn sie jemand mit Heroin versorgte und zu einem Ersatz verhalf. Das hatte Oleg übernommen. Zuerst hatte er bezahlen müssen, dann aber war er in einer Hafenkneipe von einem Mann angesprochen worden, der ihm das Zeug sogar umsonst gab.

Er verlangte nur einige Informationen über russische Raketenstellungen und Industrieanlagen in Sibirien. Der Kerl war ein Agent, das wußte Oleg, doch seine Rubelchen waren mehr als knapp bemessen, und irgendwann wollte er sich in der Ukraine eine Datscha kaufen. Dafür brauchte er natürlich das Geld.

Bisher war alles gutgegangen. Seine Abnehmer warteten schon auf

ihn, und er brachte wieder genügend mit. Versteckt hatte er das Heroin im Laderaum. Ausgerechnet dort, wo Tokata hockte.

Am letzten Tag der Reise holte Oleg das kleine Paket immer hervor und schmuggelte es durch den Zoll. Er war darin ein Meister seines Fachs.

Bisher hatte noch nie ein Zöllner bemerkt, welche Fracht ihm da durch die Lappen ging. Oleg war ein Typ, der keiner Schlägerei aus dem Wege ging. Kompakt gebaut, mit gewaltigen Muskelpaketen und immer darauf bedacht, den ersten Schlag zu haben. Er hatte zwar Kraft, aber ihm fehlte die Kondition, einen langen Kampf durchzuhalten.

Der übrigen Mannschaft fiel es überhaupt nicht auf, als er sich verdünnsierte. Er hatte Freiwache und konnte tun und lassen, was er wollte. Außerdem herrschte gutes Wetter. Es war kein Sturm gemeldet, das Schiff fuhr ruhig, und die Männer sehnten sich danach, endlich wieder die Heimat anlaufen zu können. Zudem lockerte der Kapitän am letzten Tag der Reise die Disziplin ein wenig, so daß sich die Mannschaft ausruhen konnte, denn der Dienst auf See war hart.

Oleg begab sich unter Deck. Er schwang sich durch eine Luke und betrat über eine Eisenleiter den Teil des Schiffes, in dem die Frachträume lagen und er das Heroin versteckt hatte. Die Räume waren abgeschlossen, aber Oleg hatte sich einen Nachschlüssel anfertigen lassen. Den hielt er bereits in der Hand. Über sein mit Ölflecken und Farbe beschmiertes Hemd hatte er sich die alte blaue Jacke angezogen.

Sie hatte große Taschen, in die er das Päckchen verschwinden lassen konnte. Der Schlüssel hakte ein wenig. So ganz hatte es der Mann in Rio nicht geschafft, ihn nachzumachen, man mußte genau wissen, wie man ihn in das Schloß schob. Oleg wußte dies. Zwei Bewegungen, glatt und sicher, der Schlüssel paßte, und er konnte ihn

herumdrehen. Riesig waren die Lagerräume. Sie nahmen fast den gesamten Bauch des Schiffes ein. Oleg kannte sich zwar auf dem Kahn aus, aber im Dunklen fand er sich trotzdem schlecht zurecht, deshalb machte er Licht. Kein Risiko für ihn, denn in den Stau- und Lagerraum verirrte sich sonst niemand. Nur ahnte er nichts von Tokata, dem Samurai des Satans. Der hatte natürlich bemerkt, was los war. Als das Licht aufflammte, da war er regelrecht zusammengezuckt und hatte seinen Schädel gehoben wie ein witterndes Raubtier. Als etwas anderes konnte man ihn auch nicht bezeichnen. Er war ein Raubtier, ein Dämon, für den das Wort Gefühl wirklich ein Fremdwort war.

Er roch die Gefahr. Und er wußte, daß man ihn auf keinen Fall entdecken durfte.

Zuerst klappte nur die Tür. Außerdem ratschte sie mit der Unterkante über den Boden, und dieses Geräusch schreckte den Samurai des Satans hoch. Er stand nicht sofort auf, sondern blieb erst einmal sitzen und lauschte. Schritte!

Da wußte er, daß jemand den Laderaum betreten hatte. Tokata schraubte sich in die Höhe. Das geschah lautlos, und man hörte erst ein Schleifen, als er sein gefürchtetes Schwert aus der Scheide zog.

Allerdings befand sich der Matrose Oleg zu weit entfernt, um den Laut zu vernehmen.

Er war ahnungslos und grinste sogar vor sich hin, weil er an das braune Päckchen dachte, das gut versteckt zwischen all den anderen Containern lagerte.

Sie waren in sechs Reihen aufgestellt. Drei Gänge gab es, die die Reihen durchschnitten. Oleg hatte sich für sein Versteck den von der Tür aus gesehen letzten ausgesucht. In ihm hockte auch Tokata.

Beide waren davon ausgegangen, daß damit das Risiko der Entdeckung gemindert wurde. Bald würden sie aufeinanderprallen, und nur einer konnte überleben. So dachte Tokata.

Schlagbereit hielt er sein gefährliches Samurai-Schwert. Er hatte sich mit dem Rücken gegen eine Containerwand gedrückt, stand dort in Lauerstellung und hörte, wie sich die Schritte immer mehr seinem Standort näherte.

Das war für ihn natürlich ideal. Er wollte vorschnellen und dem anderen mit einem einzigen Schwertstreich den Kopf vom Rumpf trennen.

Die letzten Meter.

Noch zwei, drei, vier Schritte, dann Tokata hatte das Schwert schon erhoben, als die Tritte plötzlich verstummten.

Von einem Moment zum anderen geschah dies. Plötzlich war es ruhig, doch Tokatas feine Ohren nahmen genau das Atmen des Menschen wahr. Er hatte sich nicht weiter bewegt, und das mußte seinen Grund haben. Sollte der Mensch etwas von Tokatas Anwesenheit bemerkt haben?

Eigentlich war es dem Samurai des Satans egal, sterben mußte der andere sowieso.

Tokata hörte die Stimme. Oleg sprach mit sich selbst, und er war auch mit sich selbst unzufrieden, denn er hatte das Päckchen mit dem Rauschgift zwar versteckt, allerdings zu gut. In den Raum zwischen zwei Containern hatte er es weit hineingeschoben, so daß er schon seinen Arm und auch seine Finger lang ausstrecken mußte, um mit den Spitzen das Papier zu berühren. Mehr gelang ihm nicht, denn er konnte nicht zugreifen und das Päckchen an sich heranziehen. Zudem hatte es keine Verschnürung, um die er hätte einen Finger drehen können. Die Ware war in durchsichtige Folie eingeschweißt worden. Er streckte sich noch mehr. Hart preßte er seinen Körper gegen den Container, biß die Zähne zusammen, sein Gesicht verzerrte sich dabei, und er schaffte es.

Mit zwei Fingern bekam Oleg das Rauschgift-Päckchen zu fassen. Jetzt konnte er es zu sich heranziehen. Er strengte sich ungemein an,

keuchte und fluchte auch. Als sich das kleine Paket bewegte, da atmete er auf.

Er hätte es lieber bleiben lassen sollen, dann hätte er vielleicht noch eine Chance gehabt. So aber hatte sich Tokata schon zu weit vorgewagt, er mußte es tun.

Hoch hob er den rechten Arm. Sein Schwert hielt er so, daß die Klinge glatt nach unten fahren und den Mann mit einem Schlag töten konnte.

Oleg hatte das kleine Päckchen. Er zog es hervor - jetzt ging es sogar besser -, umfaßte es mit beiden Händen und richtete sich auf.

Instinktiv spürte er die Gefahr. Vielleicht war es auch das Dunkle, das hinter ihm stand und das einfach nicht in diesen Laderaum paßte, in dem es hell war. Auf jeden Fall kreiselte er herum und wollte sich gleichzeitig zurückwerfen. Da schlug Tokata zu.

Oleg, der Matrose, kam nicht einmal dazu, einen Schrei auszustößen. Er spürte nur den unglaublichen und unbeschreiblichen Schmerz, der oben am Kopf begann, sich weiter fortpflanzte und in der Unendlichkeit zu münden schien. Ein Land, aus dem es keine Rückkehr mehr gab. Das Reich des Todes...

Oleg starb zwischen den Containern, und er wußte nicht einmal den Grund.

Tokatas Todesspur hatte ihren Anfang gefunden...

Die Insel des Schweigens!

Vor Hunderttausenden von Jahren hatte sie einmal zum japanischen Festland gehört, war im Laufe der langen Zeit abgetrennt worden und befand sich nun so weit von der Küste entfernt, daß sie selbst bei klarem Wetter nicht mehr zu sehen war. Die Insel des Schweigens!

Ein grauer Fleck in der grauen Unendlichkeit des japanischen Meeres.

Eingehüllt in das Spiel zwischen Wolken und Wind, Schnee und

Regen, Sonne und Wärme.

Wo die Brecher am höchsten gegen die Felsklippen tosten, an der Westseite, da befand sich das Zuchthaus. Ein gewaltiger Komplex, angelegt im Karree, das zum Meer hin offen war. Allerdings nicht ungeschützt, sondern durch ein gewaltiges Eisengitter zu den Klippen hin getrennt. Dieses Gitter wurde des nachts elektrisch aufgeladen, und zwei Gefangene, die versucht hatten, es zu überklettern, hatten dies mit ihrem Leben bezahlt. Sie waren verbrannt.

Das Zuchthaus selbst war aus drei Betonklötzen zusammengesetzt.

Graue Mauern mit viereckigen, kleinen Öffnungen, die die Bezeichnung Fenster kaum verdienten. Sie waren nur Scharten oder Luken, wie sie noch an alten Burgen zu besichtigen sind. Dieses Zuchthaus war ein Hort der Gewalt, nicht der Sühne. Wer hierher kam, überlebte entweder und wurde noch brutaler, oder er starb unter dem erbarmungslosen Terror der Gefangenen. Hinter dem Zuchthaus stieg das Land an. Und dort standen auch die leeren Wohnblöcke. Ebenso trist aussehend.

Verrottet, vergammelt mit Schimmelpilz überzogen. Verlassene Straßen, leere Geschäfte, kleine Brücken, die Risse zeigten. Dazu ein Park, der mehr einer Dschungellandschaft glich. Alles war tot und leer. Glas lag auf den Straßen. Es stammte von den eingeschlagenen Fensterscheiben. Menschen hatten hier wie Vandalen gehaust und das meiste zerstört. Ein makabres Andenken einer modernen Zivilisation und Fehlplanung. Dahinter begann der Wald. Die meisten Bäume waren abgestorben. Auf dem rauen Vulkanboden hatten sie sich sowieso kaum halten können. Den Rest allerdings hatte ihnen die Müllkippe gegeben, die hinter dem Wald lag. Sie war der absolute Schandfleck.

Ein grauenvolles, widerliches, häßliches Andenken der modernen Industriegesellschaft.

Hier schafften die Firmen nicht nur ihren normalen Müll hin,

sondern, in Behältern getarnt, auch chemischen Abfall. In den Behältern befanden sich furchtbare chemische Giftstoffe, die eine Natur zum Sterben verdammt.

Die Behälter, so stabil sie auch aussahen, lagerten dort und waren nicht gesichert. Auch die Natur kannte Zerstörung, lautlos arbeitete sie an den abgelagerten Fässern und Kisten. Sie rosteten, aber das war erst der Anfang. Löcher entstanden. Das deponierte Gift konnte sein Gefängnis verlassen. Gase und Flüssigkeiten strömten aus und fanden ungehindert ihren Weg. Der Inselboden bestand aus Vulkangestein. Es wies ziemlich grobe Poren auf, die die chemischen Gift-Flüssigkeiten ohne großes Hindernis durchließen. Das Gift drang in den Boden.

Es tötete, vernichtete und räumte mit dem pflanzlichen Leben auf. Wo Gas und Flüssigkeit hinrannen, hinterließen sie eine Stätte des Todes.

Allerdings lebten auf der Insel nicht nur Pflanzen. Auch Tiere hatten ihren Platz gefunden, denn als noch Menschen das Eiland bevölkerten, da hielten sie sich auch Hunde und Katzen. Die wenigsten Familien nur hatten ihre Tiere mitgenommen, die anderen dachten überhaupt nicht mehr daran.

Sie ließen die Haustiere zurück, so daß Hunde und Katzen mit den Ratten gemeinsam um das Existenzrecht kämpften. Es wurden harte Kämpfe. Die Ratten verloren zwar, doch hatten sie ein wahres Heer aufzubieten, während die verwilderten Haustiere sich nicht so schnell vermehrten. Selbst die Katzen nicht. Dann kam das Gift.

Es hatte seinen Weg in die Tiefe der Insel gefunden, verseuchte den Boden und auch die kargen Pflanzen. Selbst der schmale Wald hinter den Wohnblocks war vom Gift zerfressen worden, allerdings wurde er nicht zerstört, und das konnte man durchaus als seltsam bezeichnen.

Die Natur und das Gift hatten einen Kompromiß geschlossen.

Einen bösen allerdings, gelenkt durch eine uralte Magie, die in den Tiefen dieser Insel wohnte und lauerte. Keiner wußte von ihr, und wenn jemand etwas darüber hörte, dann hütete er sich, davon zu sprechen.

Die Magie war für Menschen tabu, aber sie war vorhanden, denn Emma-Hoo, der Herrscher der Jigoku, hatte die Insel längst nicht vergessen. Er hatte nur abgewartet, denn die Menschen arbeiteten ihm praktisch entgegen. Und das wollte er nur.

Alles lief genau nach Plan...

In jedem Zuchthaus gibt es Gruppen von Gefangenen. Da sind einmal die Lebenslänglichen, dann diejenigen, die zehn und mehr Jahre abzusitzen haben, und die Gefangenen, die zwischen fünf und zehn Jahren in die Zellen gesteckt wurden. Die Gruppen hielten untereinander zusammen, zudem waren sie getrennt untergebracht, so daß die eine mit der anderen Gruppe nur selten in Berührung kam. Eine gute Taktik, denn so wurden die härtesten Schlägereien vermieden. Streit gab es sowieso schon genug innerhalb der Gruppen, wenn die Männer um Machtansprüche kämpften.

Es gab Bosse und Wasserträger. Am schwersten war es natürlich, bei den Lebenslänglichen Boß zu werden und zu sein. Wer es dennoch geschafft hatte, mußte sich tagtäglich behaupten, er mußte kämpfen und seinen Thron verteidigen. Über ein Jahr hatte sich bereits Ozaku gehalten. Das war eine wahre Meisterleistung, denn Ozaku gehörte der Gruppe der Lebenslänglichen an, die normalerweise auch zwischen den Zuchthausmauern starben, denn es gab nur sehr wenige Begnadigungen. Und wenn, dann mußte sich ein Gefangener schon genau fügen, sonst war er verloren und dies für immer. Die Aufseher führten über jeden einzelnen genau Buch. Das wußten die Gefangenen.

Einige von ihnen versuchten sich zwar zu fügen, doch die Zeit war

lang und ließ Vorsätze vergessen. In diesem Zuchthaus, von dem die Welt keine Notiz nahm, kochten die Emotionen über. Es gab immer wieder Streit. Da wurde geschlagen und getötet. Aufseher griffen kaum ein.

Sollten doch die Gefangenen ihre Streitigkeiten unter sich ausmachen, das ersparte Arbeit. Die Aufseher schafften nur die Toten weg und warfen sie, eingepackt in billige Jutesäcke, über die Klippen in die ewig schäumende Brandung. Manchmal wurden die Leichen vom Wasser wieder hochgeschwemmt und abermals gegen die Klippen geschleudert, so lange, bis das Seewasser sie zerstört hatte.

Ozaku, der Boß der Lebenslänglichen, war auch bei den Aufsehern gefürchtet. Die Männer in den Uniformen hatten Angst vor ihm, und sie näherten sich ihm meist nur zu dritt, wenn sie etwas von ihm wollten.

Das freute Ozaku natürlich. Er war der typische Gewaltverbrecher. Aus Tokio stammte er, wo er zu den Yakuza-Killern gehört hatte, der Mörderelite der japanischen Mafia. Sechs Menschenleben gingen zumindest auf sein Konto, bis man ihn schließlich gestellt hatte, gerade, als er mit einer Frau im Bett lag und sich entspannen wollte. Zehn Beamte hatten ihn eingekreist und überwältigt.

Ozaku kam vor ein Gericht. Der Richter machte kurzen Prozeß. Nur zwei Tage dauerte die Verhandlung gegen den gedrunenen, bärenstarken Killer. Selbst der Richter schien froh zu sein, ihn nicht mehr unter der Gesellschaft zu wissen, so rasch wie möglich schickte er ihn auf die Insel des Schweigens, wo Ozaku hinter den Betonmauern des ausbruchsicheren Zuchthauses verschwand.

Als Killer in Tokio hatte er sich schon durchgesetzt, innerhalb des Zuchthauses nahm er diesen Faden sofort wieder auf. Er wurde zum Boß der Lebenslänglichen. Zwei Tote blieben auf seinem Weg dorthin zurück. Beweisen konnte man Ozaku nichts, obwohl jeder

wußte, wer die Toten auf dem Gewissen hatte. Vier Jahre saß Ozaku bereits.

Und er hatte wirklich eine starke Position. Ozaku besaß alles.

Rauschgift, Zigaretten, Alkohol. Er hatte ausgezeichnete Verbindungen nach draußen, und er hatte Aufseher bestochen. Zum Teil sogar durch Drohungen gefügig gemacht, denn die Yakuza, die Mafia, hatte auch in Japan einen sehr langen Arm. Und nicht wenige Aufseher hatten Familie.

Ozaku arbeitete in der Wäscherei. Die Wärter ließen es geschehen, daß er selbst keine Hand anlegte und nur durch die vom Dunst und Dampf geschwängerten Räume patrouillierte. Hier war er der Boß, und er achtete darauf, daß auch gearbeitet wurde.

Es gab keine modernen Maschinen. Gewaschen wurde in riesigen Trögen, die auch schon manchen Gefangenen zum Grab geworden waren, denn die kochend heiße Lauge verbrannte jeden. Auch Ozakus Vorgänger war in einem dieser Tröge gestorben.

Montags war Großwaschtag.

Alles, was innerhalb des Zuchthauses an schmutzigen Sachen anfiel, wurde in die Wäscherei geschafft. Kalfaktoren zogen die schweren Wagen durch die Gänge, bis zu einer kleinen Rampe innerhalb eines Blocks.

Ein Lastenaufzug schaffte die Wagen dann in den Keller, wo die Wäscherei lag.

Montags waren die Gefangenen besonders unruhig. Vor ihnen lag wieder eine harte Woche, viele waren unlustig, und manche Wärter mußten zu Prügelmaßnahmen greifen, um die Männer auf Trab zu bringen.

Die Kalfaktoren fluchten, weil sie die schweren Wagen ziehen mußten, und in der Wäscherei wurde bereits die Lauge gekocht, die in den runden Bottichen schwappte. Mit langen Holzstangen rührten die Gefangenen die milchig schimmernde Lauge um, und es gab nicht

wenige, die vor Wut einfach hineinspien. Ozaku stand dort, wo der Aufzug endete und andere Gefangene die Wagen in Empfang nahmen.

Die Leute trugen festes blaues Drillichzeug, das so gut wie unzerreißbar war. Die Gesichter der Männer waren fahl und bleich. Manchmal verzerrten sie sich auch, ein Zeichen, daß irgendeiner wieder über sein verdammtes Schicksal nachdachte. Ozaku stand wie eine Säule. Das Haar glänzte naß. Jede einzelne schwarze Strähne war glatt nach hinten gekämmt. Sein Gesicht wirkte in all dem Dunst wie ein bleicher Ballon, die Augen waren klein und erinnerten an schwarze Punkte. Sein Mund hatte Ähnlichkeit mit einem schmalen Halbmond, der wie eine Sichel im Unterteil seines Gesichts stand und nach unten gebogen war. Ozaku schaute nur.

Wenn jemand aus der Reihe tanzte, dann griff er ein. Rücksichtslos schlug er den anderen zusammen. Nur seine Befehle galten, er sorgte für Ordnung und Disziplin. Die Wärter schauten ruhig zu, denn Ozaku war gewissermaßen ihr verlängerter Arm, obwohl er auf der anderen Seite stand und es ihm nichts ausmachen würde, einem Aufseher die Kehle durchzuschneiden.

Als die ersten Wagen ankamen, standen schon zwei Gefangene bereit, um sie zu den Bottichen zu fahren. Dort wurde die Wäsche abgeladen und in die Tröge gestopft. Die heiße, scharfe Lauge brannte den Stoff förmlich aus, so kam es, daß der blaue Drillich im Laufe der Zeit immer bleicher wurde. Wer nicht schnell genug arbeitete, den trieb Ozaku an, denn auch ihm machte es keinen Spaß, den Tag in dieser feuchtheißen Waschküche zu verbringen, wo sich der Dunst so ausbreitete, daß man kaum Luft bekam.

Es gab keinen Abzug, nur am Ende der Waschküche zwei große, viereckige Löcher im Boden, wo die Lauge hineingekippt wurde. Die Löcher waren mit starken Eisengittern verschlossen. Eigentlich eine unnötige Vorsichtsmaßnahme, denn durch einen Schacht zu fliehen, das würde wohl keinem gelingen. Irgendwo mündeten die

Schächte ins Meer. Doch bis sie den Ozean erreichten, war der Flüchtling längst ertrunken.

»Weiter!« schrie Ozaku die beiden Gefangenen an, die Mühe hatten, den vollbeladenen Wagen voranzuschieben. »Ihr sollt euch nicht ausruhen, ihr Ratten!«

Ozaku hatte, wie auch die anderen, schlechte Laune. Er verfluchte die Stunden, die er hier unten verbringen mußte, bis die große Wäsche vorbei war.

Auf dem Betonboden rollten die Gummiräder lautlos voran, und die Männer verschwanden mit ihrer Ladung im Dunst der Waschküche.

Der nächste Wagen.

Wieder standen zwei Männer bereit, um ihn weiterzuschieben. Sie arbeiteten verbissen, die Lippen waren fest zusammengepreßt, sie atmeten nur durch die Nase. Insgesamt waren es zwanzig Wagen, die nach unten fuhren. An diesem Morgen ging alles gut. Keine Leiche lag unter der Wäsche, wie es schon einmal vorgekommen war. In fünf Bottichen wurde die Wäsche gewaschen. Die Männer rührten mit ihren langen Holzstangen die schwere, nasse Kleidung um, fluchten dabei, und je mehr Zeit verging, um so höher kochten die Emotionen. Streit lag in der Luft. Das merkte auch Ozaku, der an der Wand stand und die Leute beobachtete. Wie dicker Nebel umwallte sie der Dunst. Sie waren nur noch als Schatten zu erkennen. Ihre Flüche erreichten Ozakus Ohren, das Spiel kannte er, und er wußte auch, daß es irgendwann zu einer Auseinandersetzung kommen würde. Lange brauchte er nicht zu warten.

Einer drehte durch, riß die Stange aus der Brühe, schwang sie halbhoch und hämmerte sie seinem Kumpan gegen die Brust. Der hatte zwar damit gerechnet, doch die Wucht des Treffers fegte ihn zu Boden.

»Da!« brüllte der andere und drosch noch einmal zu. Diesmal hörten die anderen ein Klatschen und danach ein gurgelndes

Geräusch.

Sehen konnten sie nicht viel. Auch Ozaku nicht, denn der große Bottich nahm ihm die Sicht.

Als der andere zum drittenmal zuschlagen wollte, war Ozaku bei ihm.

Nicht daß er etwas gegen Schlägereien gehabt hätte, aber er wollte sie nicht jetzt haben. Jeder war froh, wenn er dieser feuchtheißen Hölle entkam. Schlägereien hielten den Betrieb nur auf, zudem gab es meist anschließend Strafdienst. »Hör auf!« sagte Ozaku.

Der andere hielt tatsächlich inne. Er schaute auf den am Boden liegenden blutenden Mann und dann auf den Boß der Gefangenen. Sein Gesicht verzog sich dabei in die Breite, es sollte wohl ein Grinsen darstellen, doch es wurde nur eine Grimasse.

»Was willst du?« keuchte der Mann. »Du sollst aufhören!«

»Wer sagt das?«

»Ich!«

Der andere lachte. Er war ebenso kräftig wie Ozaku, und er ärgerte sich darüber, daß er nicht der Boß war. Sein Haß auf Ozaku war wie eine gewaltige Flamme, lange unterdrückt, aber endlich hatte sie sich freie Bahn geschaffen.

»Hau ab, Ozaku!« knurrte der Mann. »Hau bloß ab, sonst schlage ich dich zu Brei!«

»Versuch es!«

Da hieb der andere zu. Der Schlag hätte einem Ochsen den Schädel zerschmettert, aber Ozaku war kein Ochse, und zudem konnte er sich geschmeidig bewegen. Er wich aus und sein rechter Arm fegte hoch. Die Hand traf genau. Es hatte sich auch unter den Gefangenen herumgesprochen, daß Ozaku ein Meister des Karate war. Dies stellte er wieder unter Beweis. Seine Handkante kollidierte mit der Stange, und das harte Holz zerbrach, als wäre es aus Pappe. Der andere hielt nur noch einen Rest in der Hand. Das zweite, längere

Stück der Stange wirbelte davon und landete irgendwo hinter dem Bottich. Dann griff Ozaku an.

Von zwei Seiten kamen seine Schläge. Die harten Handkanten trafen die Schultern des anderen, sie lähmten seine Armbewegungen, und das hatte Ozaku gewollt. Blitzschnell packte er den Kerl an der Hüfte, hievte ihn hoch und schleuderte ihn über den Rand des Bottichs hinweg in die milchiggraue Lauge. Der Mann schrie.

Allerdings nur kurz, dann drang die Flüssigkeit in seinen Mund und erstickte den Schrei. Mit Armen und Beinen schlug er um sich, kam hoch und wollte aus dem Bottich klettern, denn die Lähmung hatte nachgelassen. Ozaku schlug wieder zu.

Er machte den Mann fertig. So fertig, daß er von allein nicht mehr aus dem Bottich klettern konnte. Ozaku mußte ihm heraushelfen. Der Typ war mehr tot als lebendig. Er hatte Verbrennungen im Gesicht, an den Armen und Händen. Wenn er nicht schnellstens behandelt wurde, dann starb er. Die Aufpasser kamen zu viert. Schlagstöcke hielten sie bereit.

Sie brauchten nicht einzugreifen. »Es ist alles erledigt«, sagte Ozaku.

Die Männer nickten und schauten auf die beiden am Boden liegenden Gefangenen. Einer piffte auf einer Pfeife. Dieses Zeichen wurde von zwei Kalfaktoren vernommen, die sofort Bescheid wußten. Sie rannten herbei und schafften die Männer der Reihe nach weg.

Fragen stellte niemand. Auch die Wärter nicht. Streitigkeiten zwischen den Gefangenen zu schlichten war nicht ihr Job. Das regelten sie untereinander.

Leider war Zeit vergangen, und so dauerte es fast eine Stunde länger, bis die Männer endlich Feierabend hatten. Ziemlich geschafft und auch gebückt verließen sie die feuchte Waschküche. Sie tauchten aus dem Dunst auf wie Gespenster, Wesen, die überhaupt nicht in

diese Welt gehörten, sondern aus einer anderen Dimension stammen konnten.

Hintereinander verließen sie die große Waschküche und fuhren mit dem Lastenaufzug hoch.

Nur Ozaku blieb. Er machte einen letzten Rundgang und schaute nach, ob alles in Ordnung war. Neben dem letzten Bottich fand er einen schmalen braunen Briefumschlag. Er bestand aus Ölpapier und war wasserdicht. Ozaku steckte den Umschlag ein. Auf ihn und seinen Inhalt hatte er lange gewartet. Einer der Aufseher hatte ihn zufällig fallen lassen, und der so harmlos aussehende Inhalt des Briefes würde manchem Gefangenen wieder die bunten Träume bringen. Noch einmal ging er durch die Waschküche. Dabei passierte er auch die Schächte, in die die Lauge gekippt worden war. Unter dem Gitter gurgelte und schmatzte es. Das Wasser befand sich in Bewegung, und das wunderte Ozaku.

Normalerweise hätte sich die Flüssigkeit längst beruhigt haben müssen.

Also stimmte hier was nicht.

Neben dem Schacht blieb der Gangsterboß stehen und schaute mißtrauisch auf das Gitter. Seine sonst so glatte Stirn legte sich in Waschbrettfalten, er blähte seine Nasenflügel wie ein Tier, das etwas wittert.

Ozaku witterte in der Tat etwas. Gefahr! Er hatte dafür in den langen Jahren einen Sinn entwickelt. Wer immer auf der Hut sein mußte, für den war das Leben eine einzige Quelle von Gefahren.

Leider war es zu dunstig. Genau es konnte er nicht erkennen, aber das Wasser, vermischt mit der Lauge, schäumte jetzt stärker auf, als würde es von jemandem umgerührt. Da kam er. Er oder es?

Genau konnte Ozaku es nicht erkennen, aber er sah, daß sich jemand innerhalb des Schachtes befand.

Wie kam der dorthin?

Ozaku beobachtete weiter. Etwas stieg aus dem Wasser. Ein gewaltiger Schädel erschien. Viel größer als der eines Menschen, mit nassem Fell bedeckt, auch wesentlich länger. Das Gitter knirschte. Von unten her bekam es Druck. Es war ein Nachteil, daß es mit seinen Enden nicht innerhalb des Betons fest verankert war, sondern nur durch Eisenlaschen gehalten wurde, die schon an- und durchgerostet waren.

Sie brachen!

Das Untier hatte freie Bahn.

Selbst der abgebrühte Ozaku sprang zurück, als er sah, was da aus dem Schacht kletterte.

Es war eine gewaltige, menschengroße Ratte!

Der Aufseher, der Ozaku das Rauschgift im Waschraum hinterlegt hatte, hieß Miko.

Auf dieser Insel befand er sich etwa ein Jahr, und er war strafversetzt worden. Das verzieh Miko seinen Vorgesetzten nie. Haß- und Rachsucht gehörten zu seinen bevorzugten Gefühlen, nur ließ er sich diese nicht anmerken. Nach außen hin war er der perfekte Beamte, aber er hatte es verstanden, mit Ozaku Kontakt aufzunehmen, und fungierte nun als Bote zwischen dem mehrfachen Mörder und dessen ehemaligen Auftraggebern. Er transportierte nicht nur Rauschgift auf die Insel, sondern auch andere verbotene Dinge wie Tee, Zigaretten oder auch Waffen. Nach der Aufsicht innerhalb der Wäscherei hatte er frei. Vier Stunden lang konnte er sich beschäftigen, bevor der Dienst wieder begann.

In seiner Bude zu sitzen hatte Miko keinen Nerv. Er wollte ein wenig frische Luft schnappen, wobei das Wort frisch übertrieben war, denn von der Müllkippe her stank es Tag und Nacht mehr als erbärmlich. Der ewige Wind trieb die beißenden Rauchschleier über die Insel, so daß sie immer wirkte, als läge über ihr eine gewaltige

Dunstglocke.

Miko zog sich nicht um. In seiner Uniform verließ er das Zuchthaus durch den Haupteingang. Dort saßen die Posten, und er mußte sich in ein Buch eintragen, bevor das Gitter zur Seite rollte, und er den Komplex verlassen konnte.

Jenseits des Tores begann eine schmale Straße. Sie führte dem Meer zu, wo ein provisorischer Hafen gebaut worden war. Man hatte ihn so angelegt, daß er durch Felsen geschützt wurde. Sie bildeten einen natürlichen Damm, der nur zum Meer hin offen war, damit die Proviantschiffe und Transportboote einlaufen konnten.

Auf der Insel gab es auch noch einen zweiten Hafen. Er befand sich nahe der Mülldeponie, denn dort wurde die giftige Fracht abgeladen.

Miko wandte sich nach links. Er mußte den Zuchthauskomplex fast umrunden, bevor er auf die Straße gelangte, die zu den leeren Häuserblocks führte.

Gespentisch stachen die Kolosse in den Himmel. Graue Mauern, trist, verlassen, mit leeren Fensterhöhlen, die Miko wie dunkle, glotzende Augen vorkamen.

Auch die Straße war leer. Niemand pflegte sie mehr. Sie war sehr rasch und auch nicht sorgfältig gebaut worden, so daß die Fahrbahndecke Risse zeigte, die manchmal so dick wie ein Arm waren und quer von einer Seite zur anderen liefen. Die Straße führte auf die verlassene Stadt zu. Andere Wege kreuzten sie. Eine verrottete Brücke führte ebenfalls über das graue Band. Es war eine gebogene Fußgängerbrücke, an der das rechte Geländer zum Teil zerstört nach unten hing und über der Fahrbahn schwebte.

Miko war der einzige, der die Straße ging. Die anderen Aufseher hatten kein Verlangen, die verlassene Stadt aufzusuchen. Sie blieben, wenn sie dienstfrei hatten, in ihren Buden. Miko schaute auf das Meer. Das tat er zu gern. Er beneidete die wogende, graugrüne See, denn sie war in seinen Augen frei, während er sich auf der Insel fast

schon wie ein Gefangener fühlte. Einen Monat mußte er jetzt wieder bleiben, vier lange, verdammte Wochen, die er verfluchte und die seinen Haß wieder ansteigen ließen.

28 Lenze zählte er. Viel zu jung, um auf so einer verdammten Insel zu vergammeln. Er holte eine Schachtel Zigaretten hervor. Zweimal blies der Wind die Flamme des Feuerzeugs aus, dann endlich brannte der Glimmstengel.

Tief saugte er den Rauch ein. Er blies ihn aus seinen Lungen gegen den grauen Himmel, der ihm irgendwie tief geduckt vorkam, als würde er jeden Augenblick auf die Insel fallen, um sie zu verschlingen.

Sollte er doch, denn er haßte dieses Eiland, auf dem es nur Öde, Gewalt und Terror gab.

Als Jugendlicher war er oft ins Kino gegangen. Vor allem Katastrophenfilme hatten ihn fasziniert. Die Insel erinnerte ihn immer an die Bilder aus diesen Filmen, wenn die Landschaft zerstört war und die Städte verfielen.

Der Wind fuhr über die Insel des Schweigens und brachte den beißenden Gestank der Müllkippe mit. Miko ahnte, daß dort nicht nur normaler Müll gelagert wurde, sondern auch chemische Giftstoffe, doch es kümmerte ihn nicht. Er wollte nicht sein ganzes Leben auf dieser Insel hockenbleiben. Ein flacher Bau stach ihm ins Auge. Er befand sich neben einem hohen Haus und hatte einmal einen Supermarkt beherbergt. Die Eingangsfront, früher ein gläsernes Portal, bestand nur noch aus Scherben. Der Laden selbst war leergeräumt worden. Wenn der Wind zum Sturm wurde, dann wehte er die Scherben über die Insel.

Miko warf seine Zigarette weg. Sie rollte in einen Kanal. Schon immer hatte er sich das Innere des ehemaligen Supermarkts mal ansehen wollen. Jetzt betrat er ihn. Er ging durch das zerstörte Fenster neben der Tür, und unter seinen Sohlen knirschten die

Glassplitter. Es mußten wirklich Vandalen gehaust haben, denn die Regale waren zum großen Teil umgekippt. Sie bildeten Hindernisse, über die Miko steigen mußte.

Alles war leergeräumt. Auch die Verkaufsstände inmitten der Gänge. Auf einigen Schildern waren noch Preise zu lesen. Die Kassen verrotteten ebenso wie die Einkaufskörbe, die man zurückgelassen hatte, denn sie standen in einem wahren Wirrwarr durcheinander.

Suko blieb stehen. Er wollte sich eine neue Zigarette anzünden und hielt das Stäbchen schon in der Hand, als er vor sich ein Geräusch hörte.

Etwas schrammte über den Boden, wurde weitergeschleift und kam dann zur Ruhe.

Im ersten Augenblick dachte Miko an den Wind, der in das Innere des ehemaligen Supermarkts fuhr, dann jedoch entdeckte er einen der metallenen Einkaufswagen, der wie von Geisterhänden angestoßen quer durch den Verkaufsraum fuhr. Doch da war niemand, der den Wagen hätte anstoßen können. Miko befand sich als einziger Mensch innerhalb des leeren Supermarkts, wenigstens nahm er das an. Oder sollte sich noch ein anderer Kollege mit ihm zusammen hier aufhalten? Er ging weiter.

Diesmal jedoch vorsichtig und gespannter, denn die innere Unruhe hatte ihn nicht losgelassen. Er wußte genau, daß da irgend etwas lauerte, das überhaupt nicht hierher paßte. In der Mitte stand noch ein Regal. Es war auch nicht so leicht umzukippen, denn breite Schrauben hielten es im Boden fest. Wenn jemand den leeren Einkaufswagen angestoßen hatte, dann mußte mich dieser jemand von Miko aus gesehen hinter dem Regal befinden.

Er hielt sich dicht an dieser künstlichen Trennwand, und als er ihr Ende erreicht hatte, blieb er stehen und schaute um die Ecke. Er sah es, und er glaubte, verrückt zu werden. Denn was dort stand, war

eine Ausgeburt der Hölle. Ein schlimmes Monster, wie man es vielleicht in Alpträumen sah oder im Kino, wo sie Filme zeigten, die sich mit schrecklichen Zukunftsvisionen beschäftigten.

Es war kein Mensch und auch kein Monster im eigentlichen Sinne des Wortes.

Vor Miko hielt sich eine Riesenkatz auf! Sie hatte sich auf ihre Hinterläufe gesetzt und erreichte trotzdem fast die Größe eines Menschen...

Wir flogen um die halbe Welt. Japan!

Ein exotisches Land. Voller Geheimnisse und fremdartiger Kulturen. Ein Land der Geishas und Gangster, wie mir mal ein Kollege aus dem Reich der Kirschblüten gesagt hatte. Aber auch ein Land, das von seiner Industrie verschlungen wurde.

In Tokio sollten wir landen. Es gab Experten, die Tokio für die größte Stadt der Welt hielten. Genau konnte das eigentlich niemand sagen, weil es kaum Vergleichszahlen gab. Tokio war ein Phänomen, das man nicht in den Griff bekam. Die Stadt wuchs, neue Straßen entstanden, alte verschwanden, so kam es, daß nur die wichtigen Haupt- und Nebenstraßen überhaupt Namen trugen. Um sich in Tokio auszukennen, benötigte man ein ganzes Leben und noch mehr.

Der Flughafen hieß Hanida Airport. Dort schwebte unsere Maschine auch ein.

Grau war der Himmel. Wir hatten unterwegs Schnee gehabt und waren in Stürme geraten. Obwohl die Fluggesellschaft die Zeit so angenehm wie möglich verkürzte, durch gutes Essen, Freidrinks, Lesestoff und Filme, waren Suko und ich doch froh, als die größte Stadt Asiens endlich im Dunst unter uns lag. Wir hatten uns schon angeschnallt und warteten auf die Landung. Noch einmal ging die Stewardess lächelnd herum, dann nahm sie selbst Platz und schnallte sich an. Mit der Polizei würden wir gar nicht in Berührung kommen,

wie man uns gesagt hatte.

Ein Mann vom japanischen Geheimdienst war unsere Kontaktperson.

Nur wenig Menschen sollten über unsere Aufgabe informiert sein. Denn dieser Job glich wirklich einem Pulverfaß, an dem man die Lunte schon angezündet hatte.

»Na ja«, sagte Suko, als sich der metallene Vogel senkte, »dann wollen wir mal.«

»Und wie.« Ich grinste.

Landung. Bodenkontakt. Weich setzte der Pilot den Vogel auf. Es gab kein großes Rütteln oder Schütteln. Als ich aus dem schmalen Fenster schaute, rollten wir bereits über die lange graue Piste, und ich sah die abgestellten Flugzeuge vorbeihuschen, dann die gewaltigen Flughafengebäude, und danach wurde die Maschine durch eine Kurve auf eine Nebenrollbahn dirigiert.

Die Geschwindigkeit war stark gesunken. Die Gebäude wurden größer.

Ich sah Tankwagen und Menschen. Noch kamen sie mir wie Ameisen vor. Jenseits der Hallen stieg ein gewaltiger Jumbo in den Himmel. Ein Meisterwerk der Technik, der von den grauen Wolken verschluckt wurde, als wäre er in das Maul eines Riesen geflogen.

Eine Minute später stand unsere Maschine. Wir schnallten uns los und erhoben uns.

Ich trug meinen Einsatzkoffer. Suko nahm den schmalen Gegenstand in die Hand, der wie ein Behälter für ein Musikinstrument aussah. Wir verwahrten jedoch keine Geige oder Gitarre darin, sondern ein Schwert, das uns eine Hilfe sein sollte. Eine schwarzmagische Waffe, die einmal Destero, dem Dämonenhenker, gehört hatte.

Ausgerüstet waren wir gut. Ob die Waffen reichten, wenn es gegen den goldenen Samurai oder gegen Tokata ging, mußte sich erst noch zeigen.

Alle Passagiere waren froh, die Maschine verlassen zu können. An den beiden Ausstiegen gab es ein ziemliches Gedränge. Wir ließen uns Zeit, auf ein paar Minuten mehr oder weniger kam es jetzt auch nicht mehr an.

Durch einen Schlauch gelangten wir direkt in die Abfertigungshalle.

Große Zollformalitäten brauchten wir auch nicht über uns ergehen zu lassen, denn ein Mann in einem grauen Anzug winkte uns zu, kaum daß wir die Halle betreten hatten. Der Mann lächelte knapp und stellte sich als Kommissar Taira vor.

Unsere Namen brauchten wir erst gar nicht zu sagen. Er wußte Bescheid. Ich musterte ihn unauffällig. Taira war für einen Japaner ziemlich groß. Er hatte sein dunkles Haar zu einer Streichholzfrisur geschnitten. Das Gesicht wirkte ein wenig breit. Die Nase stach kaum ab, dafür wölbten sich seine Lippen vor. Daß mit diesem Mann nicht gut Kirschenessen war, wenn man ihn als Feind hatte, bemerkten wir sofort.

Dazu brauchte man kein großer Menschenkenner zu sein. Taira führte uns in einen kleinen Extra-Raum, wo man uns erfrischenden Tee servierte. Erst als wir unter uns waren, rückte der Kommissar vom japanischen Geheimdienst mit der Sprache heraus.

»Sie werden von Tokio erst gar nichts zu sehen bekommen, meine Herren«, erklärte er in seinem lupenreinen Englisch, »sondern direkt weiterfliegen nach Akita.«

»Das ist im Norden«, stellte ich fest. Ein wenig hatte ich mir die Karte angesehen.

»Genau, Mr. Sinclair.«

»Und wie geht es von dort weiter?« wollte Suko, mein Freund und Kollege, wissen.

»Mit einem Proviantschiff auf die Insel.«

Ich warf Taira einen langen Blick zu und nahm einen Schluck aus der dünnen Tasse. Der Tee schmeckte ein wenig bitter, aber er

erfrischte.

»Wer weiß Bescheid?«

Der japanische Geheimdienstmann lächelte. »Von der Besatzung niemand. Sie sind als ausländische Verwaltungsfachleute und Zuchthausexperten gemeldet. Sobald Sie allerdings Ihren Fuß auf die Insel gesetzt haben, sind Sie auf sich allein gestellt. Der Leiter des Zuchthauses steht Ihnen zur Seite.«

»Kennt er unsere wahren Berufe?«

»Nein, Mr. Sinclair. Er weiß auch nur, daß Sie die Experten sind. Sein Name lautet Kamosana. Es ist möglich, daß er Sie bei Ihrer Ankunft in Empfang nehmen wird.«

»Okay«, sagte ich. »Auf der Insel wären wir also. Wie kamen wir wieder runter? Müssen wir solange warten, bis ein weiteres Proviantschiff erscheint?«

»Nein, ich werde mich in Sichtweite der Insel aufhalten, wenn alles klappt. Die Marine ist von uns eingeschaltet worden. Ich bleibe auf einem Patrouillenboot.«

»Wie setzen wir uns mit Ihnen in Verbindung?« fragte Suko.

»Sie erhalten Geräte.«

Damit war dieses Problem also auch gelöst. Taira erkundigte sich, ob wir noch spezielle Fragen hätten. Die hatten wir nicht.

»Und wie sieht es mit der Ausrüstung aus?« erkundigte er sich.

»Wetterfeste Kleidung befindet sich in unserem Koffer«, erklärte ich.

»Die brauchen Sie auch. Die Insel des Schweigens liegt ziemlich weit nördlich, und die Winter können in diesen Breiten verdammt unangenehm werden.«

»Wem sagen Sie das?«

Taira schaute auf seine Uhr. Sie war ein Wunderwerk der Technik mit zahlreichen Einstellungsmöglichkeiten und Funktionen. »In knapp einer halben Stunde starten wir. Wenn Sie noch etwas erledigen

wollen, zum Beispiel einen Anruf nach London, dann sofort.«

Wir schüttelten die Köpfe. Mit London hatten wir vorerst nichts im Sinn.

Die Insel des Schweigens war wichtiger und natürlich die beiden Samurais...

Ozaku glaubte, einer Halluzination erlegen zu sein. Die Ratte, die da vor ihm stand, die durfte es gar nicht geben. So groß, so gewaltig, daß sie die Umrisse eines Menschen angenommen hatte. Ihr Fell war dunkel.

Durch die Nässe lag es wie angeklatscht an ihrem Körper. Die Augen in dem großen schmalen Kopf bewegten sich flink, und Ozaku hatte das Gefühl, als würde die Ratte ihn wie eine Vorspeise betrachten. Sie war aus dem Schacht geklettert, hatte mit ihren Kräften sogar das Gitter hochgedrückt, was normalerweise fünf Männer nicht schafften, und dies zeugte davon, welche Energien in dem Körper des mutierten Tieres steckten. Ozaku überlegte eiskalt, trotz seiner großen Angst. Und er wußte auch, daß sich die Ratte ernähren mußte. Wovon? Der Schluß lag auf der Hand. Sie würde sich ihn als Beute aussuchen. Langsam wich Ozaku zurück. Es war schlecht, wenn er sich nur mit den Händen gegen das Biest verteidigte, falls es angriff. Er mußte es mit einer Waffe versuchen. Woher bekam er die?

Die großen Holzstäbe stachen ihm ins Auge. Damit müßte es eigentlich klappen.

Für die Stäbe gab es einen Ständer. Er war an der Wand befestigt und erinnerte an die Gewehrhalterungen in den Kasernen, Ozaku bewegte sich zurück und gleichzeitig nach rechts, um den Ständer zu erreichen.

Wenn er erst einmal eine Latte in der Hand hielt, war ihm wohler.

Das mutierte Tier ließ er dabei keinen Augenblick aus den Augen.

Wenn es auf ihn zusprang, dann mußte er schnell reagieren.

Die Ratte verfolgte seinen Weg mit aufmerksamen Blicken. Ihre dunklen Augen nahmen jede seiner Bewegungen wahr. Noch hockte sie, aber schon öffnete sie ihr Maul, und Ozaku sah zum erstenmal ihr Gebiß.

Es bestand aus weißen, langen, spitzen Nagern, die eine Beute sicherlich zerreißen konnten.

Gleitend wich Ozaku zurück. Obwohl er aufgeregt war, schaffte er es, seine Bewegungen zu kontrollieren. Nur nichts überhasten, was die Ratte zu einem vorschnellen Angriff verleiten könnte. Es wäre für ihn unter Umständen tödlich gewesen. Endlich hatte er den Ständer erreicht.

Mit einer hundertmal geübten glatten Bewegung zog er den Holzstab aus der Halterung.

Da bewegte sich die Ratte.

Zuerst zuckte sie nur, dann duckte sie sich, ihr Fell sträubte sich, und plötzlich sprang sie.

Sie wuchtete sich hoch, über einen der großen Bottiche hinweg und hatte sich Ozaku als Ziel ausgesucht. Der Japaner schrie auf. Ein wilder Kampfschrei, sein Körper spannte sich für einen Moment, um im nächsten Augenblick zu explodieren. Dabei riß er die Latte hoch, rammte sie vor und damit genau in die Sprungrichtung der gräßlichen Mutation.

Breitbeinig blieb er stehen. Die Ratte war sich ihres Erfolgs so gewiß, daß sie gar nicht erst den Versuch unternahm, auszuweichen. Die Lattenspitze traf sie voll. Ozaku rammte die Spitze mit aller Kraft in den pelzigen Körper des Tieres.

Die Ratte hatte ihr Gewicht, aber Ozaku war stark. Und er schaffte es tatsächlich, die erste Attacke abzuwehren. Das Tier fiel nicht auf ihn, sondern klatschte links von ihm zu Boden, wo es sich einmal um die eigene Achse drehte. Auch Ozaku drehte sich. Er hob die Latte

hoch, sah den ungeschützten Bauch der Mutation und rammte den massiven Holzstab so hart es ging nach unten. Tief bohrte er sich in den Körper des Monstertieres. Leider hatte der Stab keine Spitze, so konnte Ozaku nur einen Teilsieg erringen. Auch über den freute er sich nicht lange, denn die Ratte konnte mehr einstecken, als er erwartet hatte.

Sie wuchtete sich noch auf dem Boden liegend herum und sprang in die Höhe. Beide Treffer hatten ihr nichts ausgemacht, dieses Tier steckte sie einfach weg.

Jetzt bekam Ozaku es mit der Angst zu tun. Zum erstenmal dachte er an Flucht. Bisher war er noch nie im Leben vor irgend jemandem oder irgend etwas geflohen, doch nun sah die Sache anders aus. Er hatte hier einen Gegner vor sich, den es normalerweise gar nicht geben durfte.

Eine Ratte so groß wie ein Mensch, das war eigentlich unmöglich, und doch eine Tatsache. Sie stieß ein Geräusch aus, das ihm durch Mark und Bein schnitt. Es war ein hohles Pfeifen, viel lauter als bei einem normalen Tier, und es diente gleichzeitig als Angriffssignal. Diesmal war sie schneller als Ozaku. Der Japaner kam nicht rechtzeitig genug weg.

Mit seinem vollen Körpergewicht hieb die Bestie gegen ihn, und von der Wucht des Aufpralls wurde der Mann umgerissen. Schmerzhaft spürte er den Aufprall, knallte zudem mit dem Hinterkopf zu Boden, verschluckte einen Fluch und sah Sterne aufblitzen. Das Tier aber war über ihm. Es drückte ihm mit seinem Gewicht die Luft ab. Ozaku nahm diesen ekligen Gestank wahr, den die Ratte ausströmte. Und er sah, was viel schlimmer war, das schreckliche Maul mit den großen Nagezähnen.

Sie würden erbarmungslos zuschlagen und seine Kehle durchbeißen, dessen war er sicher.

Ozaku schüttelte die Lähmung ab, die ihn erfaßt hatte. Er versuchte

die Ratte von sich zu stemmen, aber sie war so schwer und das Fell mit Wasser vollgesogen, daß er es einfach nicht schaffte, sich von dem Druck zu befreien. Die Mutation aber wollte seinen Tod. Das bemerkte er genau, denn die Ratte riß ihr Maul auf. Sie rutschte ein wenig zurück, so daß sich die Zahnreihen in einer Höhe mit der Kehle des Mannes befanden. Wenn sie jetzt zubiß, dann war Ozaku verloren.

Das wußte er genau. Der Japaner setzte alles ein. Die Angst steigerte seine Kraft noch. Es gelang ihm tatsächlich, seinen Arm anzuheben und ihn anzuwinkeln. Er schützte damit seinen Hals. Dies geschah buchstäblich im letzten Augenblick, denn als das Biest zubiß, da trafen die Zähne nicht die Kehle des Mannes, sondern nur seinen Arm. Sie bissen durch den Drillichstoff, und Ozaku spürte sie wie kleine Messer auf seiner Haut. Es schmerzte, doch er biß die Zähne zusammen und kümmerte sich nicht darum. Er stieß sogar seinen Kopf hoch und traf die empfindliche Nase der Ratte.

Sie heulte regelrecht auf, zuckte zurück, so daß es Ozaku gelang, seine Beine anzuwinkeln und die Füße in den Bauch der Riesenratte zu stemmen. Er stieß das Monstrum weg.

Sofort überrollte er sich, kam auf die Füße und lief torkelnd ein paar Schritte zur Seite.

Daß die Ratte aufgeben würde, daran glaubte er nicht. Zudem versperrte sie ihm den Weg zu den Lastenaufzügen. Er mußte ihn sich praktisch freikämpfen.

Ihm blieben nur ein paar Sekunden. Während aus den Wunden am rechten Arm das Blut strömte, dachte er an sein Messer, das er unter seiner Kleidung verborgen trug. Mit Heftpflaster hatte er es an den Oberschenkel geklebt.

Bisher war er nicht dazu gekommen, die Waffe zu ziehen, jetzt mußte er sich die Zeit nehmen.

Die Hosenbeine waren ziemlich weit. Er konnte sie hochziehen.

Mit beiden Händen krepelte er das linke auf, und zwar so weit, daß er den Griff zu fassen bekam. Mit einem Ruck riß er das Pflaster von der Haut.

Es war ein kurzer, beißender Schmerz, als noch ein paar Härchen kleben blieben, dann aber hielt er den Stahl in der rechten Hand. Das Messer hatte Stilettform. Es war schmal und sehr spitz. Wenn er damit zustach, konnte es tiefe Wunden reißen. Ozaku hoffte, mit dieser Waffe das Monstrum erledigen zu können. Einen flüchtigen Blick warf er auf seinen rechten Arm. Die Zähne waren doch tiefer in sein Fleisch gedrungen, als er angenommen hatte. Der Drillichstoff war an der Bißstelle zerrissen, die Fetzen hatten sich mit seinem Blut vollgesogen.

Zum Glück jedoch hatte der Biß keine Sehne verletzt. Ozaku konnte seinen Arm normal bewegen.

Geduckt stand er da. Schon immer war er ein Meister in der Handhabung des Messers gewesen, auch jetzt spürte er eine gewisse Sicherheit, die ihm die Klinge gab.

»Komm nur her!« flüsterte er heiser. »Komm nur, du verfluchtes Biest!«

Die Riesenratte griff an.

Sie nahm überhaupt keine Notiz von dem Messer. Zuerst bewegte sie sich nach rechts, dann jedoch schnellte sie gedankenschnell auf den Mann zu, der seinen Arm in Hüfthöhe und waagerecht durch die Luft stach und sein Ziel traf. Durch das Fell bohrte sich die Klinge und damit auch in den Körper der Monsterratte.

Ozaku schrie. Er ließ das Messer nicht los, zog es auch nicht zurück und wollte sehen, wie die Ratte starb. Jetzt mußte sie doch kippen - jetzt...

Sie fiel nicht.

Dafür bekam Ozaku ihre Reaktion zu spüren. Zwei Hiebe ihrer Pfoten, bei ihr schon Pranken, hackten in seine Schultern. Die Ratte

stützte sich so ab und öffnete ihr Maul. Wieder mußte Ozaku mit dem Kopf zustoßen. Er nahm die Stirn. Sie wuchtete gegen die Schnauze der Ratte, so daß das Riesentier ein wildes Heulen ausstieß. Dann zog er das Messer aus dem Körper und sprang zurück. Die Pfoten rutschten an seinem Körper entlang, sie verletzten ihn nicht weiter. Wieder stach er zu.

Blutig war die Klinge, und zum zweitenmal verschwand sie im dichten Fell des Tieres.

Die Riesenratte zuckte. Ihr Fell war an zwei Stellen rot, doch das schien sie nicht zu kümmern. Sie wollte den Tod des Menschen und war offenbar unbesiegbar.

Erst jetzt dachte Ozaku daran. Normalerweise wäre so ein Tier längst erledigt gewesen. Nach diesen zwei tiefen Messerstichen konnte es einfach nicht mehr weiterleben, aber dieses Monstrum existierte noch, und es war nicht einmal geschwächt.

Alter Götterglaube, den Ozaku längst verdrängt hatte, wurde wieder hochgespült. Die Ratte war ein grauenhaftes Geschöpf, eine Mutation, gegen sämtliche Waffen gefeit.

Sie würde weiterkämpfen.

Bis zum Ende...

Ozaku mußte zurück, denn die Ratte näherte sich ihm. Sie stand nicht mehr, sondern ging auf allen vieren. Aus den Wunden tropfte Blut und hinterließ auf dem Boden eine dunkelrote Spur.

Schritt für Schritt wich Ozaku nach hinten. Er wollte die Wand im Rücken haben und dachte nicht mehr an den offenen Schacht. Als er sich nur noch einen Meter davon entfernt befand, da stieß sich die Ratte ab und hechtete auf ihn zu. Das Tier schien noch größer zu werden, als es sich in der Luft befand. Es war schwer für Ozaku, auszuweichen. Zudem wollte er noch zustechen und dem Biest eine dritte, hoffentlich tödliche Wunde versetzen. Da war der Schacht.

Noch bevor die Ratte gegen ihn fiel, trat Ozaku zwar nicht ins

Leere, aber ins Wasser. Und das hat nun einmal keine Balken. Plötzlich sackte er weg. Auch durch noch so große Körperbeherrschung konnte er sich nicht mehr fangen. Er ruderte mit beiden Armen, schlug um sich, seine Hand klatschte noch auf den Rand des Schachts, doch Halt fand er nicht. Das Wasser schluckte ihn.

Zuerst war es ein Vorteil, denn die Ratte verfehlte ihn. Ihre beiden Pranken hieben gegen den Boden. Es klatschte laut, soviel Wucht lag hinter den Schlägen. Sie hätten Ozaku sicherlich getötet.

Von dem war nichts zu sehen. Der Schacht mit dem Wasser hatte ihn buchstäblich gefressen. Er tauchte tiefer ein, bekam die Brühe in den Mund, seine Kleidung saugte sich voll, und er hatte Mühe, wieder hochzukommen.

Trotz der Angst, ertrinken zu können, dachte er auch an die Riesenratte.

Und das war gut so, denn als er mit seinem Kopf die Oberfläche der trüben Flüssigkeit durchbrach, da hockte die Ratte riesengroß wie ein Ungeheuer vor dem Schachtrand und starrte ihn an.

Das Maul hatte sie geöffnet.

Sie brauchte nur noch zuzubeißen.

Ozakus Gesicht verzerrte sich. Selbst er verlor die Nerven und stieß einen gellenden Schrei aus...

Eine Katze, fast so groß wie ein Mensch! Das Bild sah Miko vor sich.

Leider war es kein Bild, sondern Realität. In diesem Supermarkt hockte tatsächlich ein Monster. Eine pechschwarze gewaltige Katze.

Aber woher kam sie? Wie war es möglich, daß so ein Tier entstehen konnte?

Trotz der Angst, die Miko empfand, schossen diese Gedanken durch sein Hirn. Das war ein Alptraum, eine andere Erklärung hatte

er leider nicht. Er wußte nichts von der Schwarzen Magie, die zusammen mit dem grauenhaften Gift der Müllkippe für diese Mutation verantwortlich war.

Denn beide Faktoren hatten dafür gesorgt, daß aus normalen Haustieren solche Monster entstanden.

Bisher waren sie noch nie auf der Insel gesichtet worden, sonst hätte man längst darüber gesprochen.

Miko wußte eins. Wo sich diese Katze befand, da gab es sicherlich noch mehrere. Und er mußte jetzt seine Freunde und Kollegen warnen. Er mußte ihnen mitteilen, in welcher Gefahr sie schwebten. Er war auch nicht so vermessen zu glauben, daß er selbst gegen dieses Monstrum ankommen konnte. Nein, wenn die Katze ihn attackierte, dann würde sie ihn auch besiegen, dazu brauchte er nur die gefährlichen Zähne zu sehen, die sie ihm präsentierte, als sie ihr Maul aufriß. Welche Möglichkeit blieb ihm? Die Flucht!

Kaum hatte sich Miko dazu entschlossen, da setzte er diesen Vorsatz schon in die Tat um.

Er warf sich auf der Stelle herum und gab Fersengeld. Seine Schritte hämmerten auf den Boden, als hohles Echo wurden sie von den leeren Wänden zurückgeworfen, die Angst beflügelte sein Weglaufen, und er hetzte durch den Eingang, jeden Augenblick damit rechnend, von der Katze angesprungen und zu Boden geworfen zu werden.

Als er den Supermarkt verlassen hatte, warf er einen Blick über die Schulter. Die Katze kam.

Nicht schnell, sondern gleitend, lautlos und schleichend. Ein Raubtier, das sich seiner Beute sicher war. Wohin? Miko blickte sich um.

Eigentlich hätte er nach rechts laufen müssen, um in die Sicherheit des Zuchthauskomplexes zu gelangen, aber dieser Weg war versperrt. Dort stand ein Hund!

Eine gewaltige Dogge, fast so groß wie ein Mensch, mit gelbbraunem Fell und aufgerissenen Kiefern. Diese Mutation wartete nur darauf, zubeißen zu können. Miko heulte vor Enttäuschung auf. Er schaute zur anderen Seite hin. Dort lauerte kein Tier. Der Weg war frei. Noch...

Sollte er es wagen?

Die Katze erschien bereits im Eingang, und ihr Auftauchen ließ Miko keine andere Möglichkeit. Er startete.

Miko lief genau in die Richtung, wo die Hochhäuser standen. Rechts davon lag der verwilderte Park, ein Dschungelwirrwarr. Instinktiv zuckte der Aufseher davor zurück. Er dachte daran, daß sich innerhalb des Parks auch andere Riesentiere verstecken konnten, da waren vielleicht die Häuser noch am sichersten. Es gab kaum noch Türen. Und wenn, dann hingen sie schief in den Angeln.

Wie ein grauer Turm ragte das erste Hochhaus vor seinen Augen auf.

Ein gewaltiges Gebilde, ein Betonkoloß. Miko stürmte durch den Eingang.

Er stolperte in einen Flur, der mit Abfall übersät war. Es stank nach Verfauletem und auch nach Tierkot. Der Aufzug funktionierte längst nicht mehr, aber die Treppen waren noch stabil.

In seiner Panik hetzte Miko sie hoch. Der Handlauf aus Kunststoff hing in Fetzen herab, darunter war das Geländer rostig, und Miko scheuerte sich die Handflächen auf, als er es anpackte.

Die erste Etage. Miko erkannte vier offenstehende Türen. Er konnte sich aussuchen, wo er sich verstecken sollte. Bevor Miko eine Entscheidung traf, warf er einen Blick in den Treppenhausschacht. Da lauerte die Katze!

Lautlos hatte sie seine Verfolgung aufgenommen, und sie hockte dicht an der Tür auf ihren Hinterbeinen, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und schaute hoch. Ihre Blicke trafen sich.

Miko zuckte zurück. Er hatte panische Angst. Sein Herz trommelte wild.

Er spürte es an den Rippenbögen, und als er noch einen Blick nach unten warf, setzte sich die Katze in Bewegung und glitt die Treppe hoch.

Sie war schneller als er. Vor allen Dingen lautloser. Er würde sie kaum bemerken. Miko hatte vorgehabt, sich in einer der Wohnungen zu verstecken. Diesen Plan schien er vergessen zu haben, denn er jagte plötzlich die Treppenstufen zur nächsten Etage hoch. Er nahm immer drei Stufen auf einmal, verzichtete darauf, sich am Geländer festzuhalten, geriet ins Stolpern, fing sich wieder und hatte die Treppe schließlich geschafft, ohne sich zu verletzen. Miko befand sich in dem gleichen Flur wie zuvor. Auch hier zweigten vier Wohneinheiten ab. Die Türen standen ebenfalls offen, eine war sogar herausgerissen. Sie lag auf dem Boden und war durch allerlei Unrat verschmiert.

Miko wollte nicht mehr weiter. Trotz seiner Angst begriff er, daß er in eine ausweglose Situation geriet, wenn er jetzt noch weiterrann. Eine Flucht aus der vierten, fünften oder gar sechsten Etage war so gut wie ausgeschlossen. Mit dem Fuß stieß er eine Tür auf und war in der Wohnung. Seine Augen wurden groß, als er sich umdrehte und sein Blick auf den von innen steckenden Schlüssel fiel. Ein Glückstreffer, er konnte abschließen. Mit zitternden Fingern drehte er den Schlüssel herum. Zweimal sogar. Atempause, ein wenig Ruhe. Mit dem Rücken lehnte sich Miko gegen das Türblatt. Er atmete tief durch. Dabei zitterte er am ganzen Körper, sein Mund stand weit offen, und der kalte Schweiß lag auf seinem Gesicht.

Der Japaner wußte selbst, wie trügerisch diese Sicherheit war, in der er sich befand. Wenn diese mutierten Tiere in die Wohnung wollten, dann schafften sie es auch.

Die Angst bei ihm blieb. Sie war wie ein leises, böses Flüstern in

seinem Innern, eine kleine, zuckende Flamme und nicht auszulöschen.

An der Tür konnte und wollte er nicht bleiben. Deshalb faßte sich Miko ein Herz und schlich durch die schmale leere Diele, wo sämtliche Möbelstücke verschwunden waren und nur noch die Haken, an denen sie gehangen hatten, in den Wänden steckten. Die Tapete zeigte große, feuchte Schimmelflecken. An manchen Stellen war sie auch eingerissen, als hätten Hände daran gekratzt. Rechts lag ein kleines Bad. Es war verdreckt. Miko konnte durch die offenstehende Tür schauen, Er ging direkt auf die Tür zum Wohnraum zu und trat sie auf. Auch dieses Zimmer war völlig ausgeräumt. Nichts erinnerte mehr daran, daß hier einmal Menschen gelebt hatten. Auch die Fensterscheibe existierte nicht mehr. Der Wind pffte durch das leere Fenster und strich über Mikos erhitztes Gesicht. Er trat bis dicht an die Brüstung und warf einen Blick nach unten. Von hier aus konnte er auf den verwilderten Park schauen.

Wenn er sich ein wenig vorbeugte und nach rechts blickte, sah er auch den Zuchthauskomplex. Dahinter das graugrüne Meer und den schmalen Gegenstand, der die Wellen durchschnitt. Es war das Proviantschiff, das am heutigen Tag eintreffen sollte. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Dieses Schiff bedeutete für ihn eine Hoffnung, aber es war viel zu weit entfernt. Er schüttelte den Kopf. Dabei fiel sein Blick in die direkte Tiefe entlang der Hauswand.

Mikos Augen wurden groß. Auch sein Mund öffnete sich, denn dort unten standen ein halbes Dutzend Hunde und Katzen. Riesentiere, mutierte Wesen. Sie hatten die Köpfe gehoben und schauten zu ihm hoch.

Unwillkürlich zuckte er zurück. Für eine Sekunde erstarrte er vor Grauen. Dann drehte er sich um und hörte plötzlich die Geräusche an der Wohnungstür.

Die Katze war da!

Sie hatte ihn nicht vergessen!

Obwohl er sich fürchtete, ging er doch ein paar Schritte in die Diele hinein, die mehr einem schmalen Korridor glich. Dicht vor der Wohnzimmertür blieb er stehen, und er konnte die Geräusche jetzt auch identifizieren.

Das war ein Kratzen an der Tür. Auffordernd, aggressiv. Die Katze wollte rein.

So schaffte sie es nicht. Allerdings anders. Miko sah natürlich nicht, wie sie Anlauf nahm, er hörte nur, daß ein schwerer Körper gegen das Holz krachte und die Tür zum Erzittern brachte.

Sie war nicht mehr die stabilste. Im Laufe der Zeit hatte sie gelitten. Niemand hatte sie mehr gepflegt. Das Holz war faulig geworden, eine Lackierung gab es längst nicht mehr, und beim dritten Anlauf splitterte sie schon.

»Nein!« keuchte er. »Nein, verdammt, bleibt draußen. Haut ab, weg mit euch!«

Ein erneutes Splittern!

Diesmal hatte das Holz der Tür dem Ansturm nichts mehr entgegenzusetzen. Miko sah, wie die letzten Reste nach innen in den Korridor flogen, und mit ihnen kam die Bestie. Nicht die Katze, sondern die riesenhafte Dogge mit den beiden mörderischen Kieferhälften.

Ihr Knurren hallte wie Donner in den Ohren des angstgepeinigten Mannes. In seiner Furcht warf er sich herum, wollte wieder in das Wohnzimmer fliehen und bemerkte zwei Dinge buchstäblich aus den Augenwinkeln.

Von der schmalen, Diele aus führte eine weitere Tür in irgendeinen Raum. Diese Tür flog auf.

Als die Mörderdogge sprang, erschien eine schwarze, riesenhafte Gestalt mit menschlichen Umrissen. Und diese Gestalt hielt ein Schwert in der Hand. Tokata war da!

Da peitschten Schüsse!

Ozaku hatte bereits mit dem Leben abgeschlossen. Er sah sich schon als Beute dieser mordgierigen Riesenratte, als schwere Kugeln in den Körper hieben und die Ratte durchschüttelten. Blut spritzte aus den Wunden. Die Tropfen klatschten auch in Ozakus Gesicht, doch das war ihm egal, wenn er nur sein Leben retten konnte. Mit letzter Kraft klammerte er sich am Rand des Schachts fest, das Wasser schwappte gegen sein Gesicht, und er hörte das Krachen der Waffen. Es klang wie Musik in seinen Ohren.

Die Ratte wurde herumgewirbelt.

Sie quiekte schrill auf, drehte durch, und dann trafen auch die großkalibrigen Gewehrgeschosse ihren Kopf. Er wurde zerstört.

Plötzlich vernahm Ozaku Schritte, dann tauchten zwei Uniformierte neben dem Schacht auf und streckten ihre Arme aus. Ozaku hatte nie viel von Uniformierten gehalten, seien es nun Polizisten oder Gefängniswärter gewesen, in diesem Augenblick jedoch begrüßte er das Erscheinen dieser Männer. Sein Messer hatte er längst fallen lassen. Es war in der Tiefe des Schachts verschwunden. Hilfreiche Hände griffen zu und hieften ihn aus dem Schacht.

Völlig erledigt blieb der Mörder liegen. Er keuchte, hustete, würgte und schnappte nach Luft. Um ihn herum kreiste ein Stimmenwirrwarr. Er nahm es nur im Unterbewußtsein wahr, konnte nicht verstehen, was gesprochen wurde. Es war ihm auch egal.

Als die Spannung langsam abklang, da spürte er wieder die Schmerzen im Arm. Sie bissen regelrecht, und Ozaku preßte die Zähne aufeinander, um nicht zu schreien. Schließlich kümmerte man sich auch um ihn. Die beiden Männer, die ihn rausgeholt hatten, standen an seiner Seite und beugten sich vor. Ihre Gewehre hatten sie über die Schultern gehängt.

»Kannst du aufstehen?«

Es war die raue Stimme eines Obergewächters, die den Mörder zu

einem Nicken veranlaßte. Das war zu optimistisch gedacht, denn sie mußten ihm helfen, um auf die Beine zu kommen. Allein konnte er kaum stehen, so daß die anderen ihn stützten. »Danke!« keuchte er. Es war ein Wort, das er schon seit Jahren nicht mehr über die Lippen gebracht hatte. Die beiden Aufseher führten ihn dorthin, wo die Ratte lag. Die tote Ratte!

Sie war regelrecht durchlöchert worden. Der nasse Körper wies zahlreiche Einschußstellen auf, aber erst die Kugeln, die ihren Kopf getroffen und zerstört hatten, waren tödlich gewesen. Zu sechst waren die Aufseher erschienen. Vier von ihnen standen ratlos um den Rattenkadaver herum. Die Mündungen ihrer Gewehre wiesen noch auf ihn.

Auch Ozaku mußte sich so hinstellen, daß er die zerschossene Riesenratte sehen konnte.

»Hast du eine Erklärung?« wurde er gefragt.

Er schüttelte den Kopf.

»Wie ist sie überhaupt aus dem Schacht gekommen?« Der Mörder berichtete mit stockenden Worten.

Die Männer hörten ihm zu, und ihren Gesichtern war anzusehen, daß ihnen bei dem Bericht ziemlich flau wurde. Einer sprach genau das aus, was alle dachten. »Wir müssen damit rechnen, daß noch mehr von diesen Viechern herumlaufen.«

Niemand gab eine Widerrede.

»Und wie habt ihr mich gerettet?« fragte Ozaku.

»Uns fiel auf, daß du nicht zurückgekehrt warst. Vier Leute des Wachpersonals schauten nach. Sie sahen dich und die Ratte. Sei froh, daß du noch lebst.«

»Ja, verdammt«, keuchte Ozaku, »das bin ich!«

Der Obergewächse verließ die Gruppe. Seine Schritte waren schleppend, als er auf die Schachthoffnung zuing, den Blick senkte und das Wasser sah.

»Wir müssen sie wieder verschließen«, sagte er nach einer Weile.

»Aber wie?« fragte ein anderer. »Diese Viecher brechen doch alles auf mit ihren Kräften.« Da hatte der Mann recht.

Eine Diskussion über dieses Problem erübrigte sich, denn das Wasser im Schacht begann zu brodeln, und im nächsten Augenblick erschien ein weiteres Wesen. Es war allerdings keine Ratte, sondern dicht unter der Oberfläche schimmerte das bleiche Gesicht eines Toten...

Es war nicht meine erste Schiffsreise, aber diesen Proviantkahn würde ich wohl nie in meinem Leben vergessen. Ich hatte das Gefühl, daß er nur noch vom Rost zusammengehalten wurde. Da gab es fast keine Stelle mehr, die nicht überholt werden mußte. In einem Sturm wäre der Kahn sicherlich auseinandergebrochen.

Man hatte Suko und mir eine Kabine zugewiesen, die man nur als Loch bezeichnen konnte. Zudem war sie schmutzig. An den Wänden hing die Feuchtigkeit in Tropfen, und auch die Liegen waren feucht und klamm.

Dabei wollte ich mich niederlegen, denn die Überfahrt fand nicht bei ruhiger See statt.

Gestandene Matrosen hätten sicherlich nur über das Lüftchen gelacht, mir allerdings ging die Schaukelei nicht nur auf den Wecker, sondern schlug mir auch auf den Magen. Suko vertrug die Überfahrt besser. Ich hatte mich langgelegt und zählte jede Minute.

Irgendwann erschien der Kapitän, ein kleiner, ewig grinsender Typ in schmutziger Uniform. Er erzählte, daß die Insel bereits in Sicht wäre.

Ich setzte mich hin. Das hätte ich nicht so schnell tun sollen, denn mein Magen protestierte. Er begann zu wandern und befand sich plötzlich in der Kehle. Ich mußte wohl ziemlich bleich ausgesehen haben, denn der Kapitän grinste. »Ihre erste Überfahrt?« erkundigte

er sich mit seiner hohen Fistelstimme.

»Nein, aber meine erste auf so einem Seelenverkäufer.«

»Sagen Sie das nicht, Mister. Das Schiff hat dreißig Jahre gehalten und wird auch noch weitere dreißig Jahre über die Meere fahren.«

»Wenn Sie das sagen.«

Suko hatte sich schon unser Gepäck geschnappt. Ich ging zur Tür und mußte den Kopf einziehen. Dann stand ich in einem Gang. Nach links mußten wir uns wenden. Eine Art Leiter führte zum Oberdeck hoch, über das der Wind pfiß. Der Kahn stampfte schwer durch die graugrünen Fluten. Die Wellen liefen von vorn an, wurden von dem Bug des Schiffes zerschnitten und gischteten trotzdem hoch. Als lange Schaumstreifen liefen sie über das Deck. Der Kapitän hatte uns nichts vorgemacht. Die Insel befand sich tatsächlich in Sichtweite. Wir traten an die Reling und schauten hinüber. Ich mit gemischten Gefühlen, denn mein Magen rebellierte. Als wir in ein Wellental fuhren und sich Gischtwolken über uns ergossen, konnte ich nicht mehr an mich halten und fütterte die Fische.

Suko trat sicherheitshalber ein wenig zurück, aber ich kotzte nicht gegen den Wind. Danach ging es mir etwas besser. Es war ein Bild, das man sowohl als auch betrachten konnte. Vielleicht gibt es Menschen, die sich an einer Hochhauskulisse ergötzen können, mir jedenfalls erging es nicht so. Ich fand die grauen Betonburgen schrecklich.

Und links davon befand sich der Zuchthauskomplex, der ebenfalls als trist und deprimierend zu umschreiben war. Nein, Freunde, das war wirklich kein schöner Anblick. Suko empfand ebenso, wie ich unschwer von seinem Gesicht ablesen konnte. Wer hinter diesen Zuchthausmauern dahinvegetierte, der mußte sich lebendig begraben vorkommen. Auch den ehemaligen Bewohnern der Häuser war es sicherlich nicht anders ergangen. Verständlich, daß sie die Insel fluchtartig verlassen hatten.

Von dem geheimnisvollen Wald und den Hügeln konnte ich nichts sehen.

Die Hochhauskulisse nahm mir den Blick, aber ich sah die Folgen der Müllkippe.

Über der Insel und fast noch höher als die Häuser stand eine ewige Rauchfahne, die aus dem Unrat drang, sich zu einem Pilz erweiterte und schließlich vom Wind zerfasert, aber nicht weggeweht wurde, da es im Innern der Kippe immer weiter kokelte und brannte. Wir liefen den Hafen an.

Hafen war vielleicht übertrieben. Es gab zwei große Felsen, die eine Meerenge bildeten. Die grauen, steinigen Riesen waren breit genug, um auch hochgehende Seen abwehren zu können. Die Verantwortlichen hatten sich den Pier etwas kosten lassen. Er bestand aus Beton.

Einige Männer hatten unser Kommen bereits bemerkt und sich auf dem Pier versammelt, wo die großen Poller standen. Um sie wurden die Taue gewickelt, die das Proviantschiff hielten. Einige Leute standen schon bereit.

Es dauerte noch zwanzig Minuten, bis wir in den Hafen eingelaufen waren.

Und nach weiteren zehn Minuten konnten wir endlich von Bord gehen.

Mit ziemlich wackligen Knien schritt ich die Gangway hinunter. Auch mein Magen hatte sich noch nicht richtig beruhigt, aber das würde sich im Laufe der Zeit geben. Bis auf einen trugen die meisten Männer Uniformen. Sie gehörten zum Gefängnispersonal. Sogar ein Kran befand sich am Pier. Er fuhr seinen langen Arm aus, um den Nachschub aus dem Bauch des Proviantschiffes zu holen.

Wie hieß der Zuchthausdirektor noch? Kamosana. Und so stellte sich der Zivilist auch vor. Er war ein Mann in mittleren Jahren, und er lächelte wie fast alle Japaner.

»Ihnen, Mr. Sinclair, scheint die Überfahrt nicht so gut bekommen zu sein«, bemerkte er und schaute in mein blasses Gesicht.

»Ich habe mich auch schon besser gefühlt«, gab ich ehrlich zu.

Kamosana lachte. »Das geht Ihnen nicht allein so. Ich habe mich auch nicht daran gewöhnen können. Wenn ich an Land will, dann nehme ich lieber den Hubschrauber.«

Damit gab er mir ein Stichwort. Ich dachte an die leistungsstarken Funkgeräte, die uns der Kommissar der Abwehr mitgegeben hatte. Durch sie waren wir nicht völlig von der Außenwelt abgeschnitten und konnten Hilfe holen.

Der Zuchthausdirektor warf einen Blick zum grauen Himmel hoch. »Das sieht nach Regen aus. Sollen wir nicht lieber in mein Büro gehen und uns dort unterhalten?«

Damit waren wir einverstanden.

Durch ein Tor gelangten wir in ein offenes Karree. Drei Seiten wurden von grauen Betonmauern eingenommen. Ein verdammt deprimierendes Bild. Und auch die viereckigen Fensterhöhlen in dem Mauerwerk konnten den Gesamteindruck nicht auflockern. Wer hier einmal saß, war verraten und verkauft. Kamosana schien zu bemerken, daß mir diese Gefangenenburg nicht gefiel. Er sprach mich darauf an. »Sie dürfen die Leute, die hier einsitzen, wirklich nicht mit normalen Maßstäben messen, Mr. Sinclair. Das ist Abschaum.« Er nickte einem Posten zu, der uns die Tür aufhielt, damit wir das Innere des Zuchthauses betreten konnten.

»Ich denke über einen modernen Strafvollzug anders«, erwiderte ich getreu meiner Rolle.

»Hat sich denn in den Staaten dadurch etwas verbessert?«

»Ich komme aus England.«

»Sorry. Die Frage gilt auch für Ihr Land.«

»Möglich. Es hat sich zumindest nichts verschlechtert. Und Stagnation ist ja heute im Zeichen des Rückschritts schon fast ein

Fortschritt.«

Eine gequälte Philosophie, die ich da von mir gab. Ich hoffte nur, daß mein Gesprächspartner mir sie abnahm.

»Wenn Sie meinen, Mr. Sinclair.«

Dabei schaute er mich und Suko an.

Der Chinese lächelte und nickte.

Wir befanden uns im Verwaltungstrakt. Die Gänge waren zwar auch kahl, doch hin und wieder hatte man die Wände mit einem Bild geschmückt. Billige Reproduktionen, hier jedoch kamen sie zur Geltung.

Auch die Tür zum Büro des Direktors konnte man als schmucklos bezeichnen. Nicht einmal ein Namensschild war daran angebracht. Dafür hatte es jemand mit zwei Schrauben seitlich an der Wand befestigt.

Kamosana ließ uns eintreten. »Erwarten Sie hier keinen Pomp, Gentlemen. Ich habe mein Büro zweckmäßig und nüchtern einrichten lassen.«

Ich hatte einen anderen Ausdruck dafür. Kahl. Wirklich kahle Wände. Ein Schreibtisch, zwei Besucherstühle, ein Stuhl für den Chef, einige Aktenschränke und eine Verbindungstür in den Nebenraum. Sie war geschlossen.

»Möchten Sie etwas trinken? Ich kann Ihnen auch Alkohol anbieten«, fügte er mit einer Art Verschwörermiene hinzu und hob dabei beide Augenbrauen.

»Nein, nein, danke.« Ich lehnte für Suko direkt mit ab. »Wir sind ja hergekommen, um zu arbeiten.«

»Das ist richtig.« Der Direktor ließ sich hinter seinen Schreibtisch fallen und blickte an uns vorbei durch das Fenster. »Ein langer Winter steht bevor. Seien Sie froh, daß wir noch keinen Schnee haben, dann hätten Sie nicht viel sehen können, denn wie ich gehört habe, möchten Sie noch die Insel besichtigen.«

»Das hatten wir vor.«

»Interessieren Sie sich wirklich für verlassene Städte oder stinkende Müllkippen?«

»Auch.«

»Und wofür noch?«

»Die Insel des Schweigens hat ihre eigene Geschichte, wie wir erfahren haben«, sagte ich.

»O nein, Sie glauben den Unsinn doch nicht etwa?« Ich hob die Schultern.

»Mr. Sinclair, ich weiß, was alles erzählt wird. Ich bin jetzt einige Zeit auf diesem Posten, und ich kann versichern...« Was er mir versichern wollte, sprach er nicht aus, denn wir wurden gestört. Jemand stieß ohne anzuklopfen die Tür auf und taumelte in das Büro.

Der Mann hatte Mühe, ruhig zu bleiben und ein Wort hervorzubringen, außerdem sprach er japanisch, aber was er sagte, ließ den Zuchthausdirektor bleich werden. Kamosana sprang auf.

»Was ist?« rief ich.

Irritiert blieb er einen Moment stehen. »Genaueres kann ich nicht sagen, aber sehen Sie es sich selbst an.« Das wollten wir auch.

Miko wußte mit dieser neuen Gestalt nichts anzufangen, es war ihm auch egal, er wollte nur sein Leben retten, und das hing an einem seidenen Faden.

Bevor er den Job im Gefängnis übernommen hatte, war er ausgebildet worden. Die Verantwortlichen wußten, daß die Gefangenen verflucht harte Brocken waren, und deshalb sollten sich die Aufseher wehren können. Man machte sie mit den verschiedensten Kampftechniken vertraut, und die Ausbildung, regelrecht eingedrillt, kam dem Aufpasser nun zugute. Mit einer geschmeidigen Bewegung warf er sich zur Seite.

Das war gut so, denn sonst hätte ihn die Klinge womöglich noch

getroffen und nicht die Dogge.

Sie befand sich im Sprung und hatte Miko an die Kehle gewollt. Jetzt war ein neuer Gegner aufgetaucht, ein alter Samurai, ein dämonisches Wesen wie der Hund. Von Beginn an stand fest, daß sich die beiden als Gegner gegenüberstanden.

Die Riesendogge war es bisher gewohnt, nur zu gewinnen. Sie riß auch die dämonischen Ratten, aber Tokata war keine Ratte.

Sein gefährliches, in der Hölle geschmiedetes Schwert wischte durch die Luft. Die Klinge kam von oben nach unten, mit ungeheurer Wucht geschlagen.

Als Miko zu Boden prallte, da hatte Tokata bereits seinen Sieg errungen.

Das Schwert, richtig eingesetzt, hatte die gefleckte Dogge in der Mitte geteilt!

Doch noch war die Katze da.

Hinter der Dogge hatte sie gelauert. Obwohl der Hund von Tokata getötet worden war, dachte sie nicht im Traum daran, aufzugeben. So etwas widersprach ihrer Natur. Etwa von der Türschwelle her stieß sie sich ab. Ein gräßliches Fauchen begleitete ihren Sprung, und sie wollte ihren Körper gegen den des Samurais rammen.

Tokata drehte sich auf der Stelle. Sein Schwert machte die Bewegung mit. Blut tropfte von der Klinge und spritzte auch gegen den am Boden liegenden Miko. Dann passierte es.

Die übergroße Katze sprang genau in die Klinge hinein. In der engen Diele konnte sie nicht mehr ausweichen, die Klinge spießte sie regelrecht auf.

Tokata lachte wild. So war er in seinem Element. Er hielt den Griff hart umklammert und zog die Klinge mit einem Ruck in die Höhe, wobei er die Katze völlig zerstörte. Als Kadaver blieb sie am Boden liegen. Nicht einmal mehr ein Zucken ging durch ihre Gestalt.

Miko hatte das alles mit ansehen müssen. Dieser Kampf war sehr

schnell gegangen, nicht einmal fünf Sekunden hatte er gedauert, und Tokata hatte damit seine Gefährlichkeit bewiesen. War er ein Freund oder ein Feind?

Miko wußte es nicht. Er hatte sich nicht einmal die Gestalt des Samurai richtig ansehen können, aber er sollte bald Gelegenheit bekommen, dies zu tun, denn Tokata schwang herum, und nicht nur er, sondern auch sein gefährliches Schwert, dessen Klinge noch vom Blut der getöteten Tiere gefärbt war. Miko hatte aufstehen wollen, doch plötzlich sah er die Klinge dicht vor sich.

Die Bewegungen des Aufsehers erstarrten. Miko wußte genau, wann er keine Chance mehr hatte, und gegen diesen Hünen hatte er keine. Er schielte nur nach oben, entlang der Schwertbreite, und er sah das Gesicht des Unheimlichen, vielmehr dessen Maske, denn was dahinter lag, war kaum zu erkennen. Miko wurde klar, daß ihn dieses Wesen nicht gerettet hatte, weil er ihm aus Freundschaft verbunden war, nein, er wollte etwas von ihm. Wahrscheinlich seinen Tod. Eine Daumenlänge vielleicht, weiter war die Spitze nicht von seiner Brust entfernt. Miko bekam das große Zittern. Plötzlich stand er unter Strom, er empfand wieder die gleiche Angst, die er schon einmal gehabt hatte, als er den Tieren gegenüberstand. Der hier war nicht besser.

Tokata mußte sich bücken, sonst hätte er mit dem Kopf die Decke durchstoßen. Er war ein schwarzes mörderisches Ungeheuer, eine Gestalt aus einem höllischen Traum. Miko begann zu zittern. Er ahnte, daß der andere etwas von ihm wollte, aber er traute sich nicht, danach zu fragen. Dafür redete Tokata. Die Worte erinnerten Miko an ein fernes Grollen, sie drangen schaurig unter der Maske hervor, und er empfand einen noch größeren Schrecken. »Wer bist du?«

Stotternd nannte Miko seinen Namen.

»Du lebst auf der Insel?«

»Ja.«

»Kennst du mich?«

Miko überlegte. Er wußte zwar, daß sich um die Insel des Schweigens einige Legenden rankten, aber diese Gestalt konnte er nicht einordnen.

Sie war, soviel er sich erinnern konnte, in den alten Erzählungen nicht erwähnt worden. »Ich weiß nicht, wer du bist«, erwiderte er flüsternd.

Lauter konnte er nicht sprechen, seine Kehle war zugeschnürt. Die Angst hatte einen regelrechten Knoten gebildet. »Ich bin Tokata.«

Der Unheimliche sagte dies mit einer solchen Selbstverständlichkeit, als müßte Miko einfach Bescheid wissen. »Der Samurai des Satans!«

Da blitzte tief in Mikos Innern ein Funke der Erinnerung. Er wurde zu einer kleinen Flamme, die weiter aufflackerte, und plötzlich wußte auch Miko, wer dieser Tokata war. Er erinnerte sich an die Geschichten, die man sich über die Insel erzählte, über die beiden Samurais, die sich stritten. Einer von ihnen war Tokata gewesen, er hatte sich Emma-Hoo, dem Teufel verpflichtet, auf den Namen des anderen kam Miko nicht.

Aber Tokata konnte doch nicht leben! Er mußte doch tot sein, eine Jahrtausende alte Legende konnte zwar lange in den Köpfen der Menschen herumspuken, aber daß sie Realität werden sollte, daran glaubte Miko nicht.

»Das kannst du nicht sein«, flüsterte er.

»Du zweifelst?« fuhr ihn der andere an.

»Ja, ich...« Er brach mitten im Satz ab, denn Tokata hatte sein Schwert erhoben und ließ es im nächsten Augenblick wieder nach unten fahren.

Eine gedankenschnelle Bewegung, mit den Augen kaum zu verfolgen, aber sie zeigte Wirkung und bewies auch, wie gut der Samurai des Satans mit seinem Schwert umgehen konnte. Als die

Klinge wie ein grausamer Schatten auf ihn niederfuhr, da schloß Miko mit seinem Leben ab. Von diesem Monstrum hatte er keine Gnade zu erwarten. Der Japaner blieb am Leben. Er spürte nur auf seiner Brust einen Ruck und dann einen ziehenden Schmerz, als die Klinge, die auch seine Kleidung durchschnitten hatte, über die nackte Haut fuhr und dort einen waagerechten, langen roten Streifen hinterließ.

Eine Verletzung, ein Zeichen, mehr nicht. »Beim nächsten Mal schneide ich dir den Kopf ab!« drohte Tokata. »Und jetzt steh auf!« Seine Hand machte eine knappe Bewegung, und das Schwert verschwand von Mikos Brust. Miko quälte sich auf die Beine.

Tokata blieb neben ihm stehen. Er beobachtete jede seiner Bewegungen, das Schwert hielt er fest. Miko dachte nicht an Flucht. Er war froh, daß er überhaupt noch lebte. Mit weichen Knien blieb er stehen. Er konnte sich auch nicht halten, fiel nach vorn und mußte sich an der Wand abstützen.

»Du gehst jetzt!« befahl Tokata. »Den gleichen Weg zurück. Wir verlassen dieses Haus.«

Miko nickte. Das Zittern in seinen Gliedern blieb, auch als er den Korridor hinter sich gelassen hatte und den Flur betrat. Der Samurai des Satans blieb dicht hinter ihm, und er hielt auch nach wie vor sein Schwert fest. Halbhoch. Wenn seine Geisel etwas tat, was ihm nicht gefiel, würde er ihr die Klinge in den Rücken stoßen.

Es ging die Treppen wieder hinunter. Miko dachte an die Bestien, die er von oben gesehen hatte. Es waren mehrere mutierte Tiere gewesen.

Seltsamerweise flößten sie ihm jetzt keine Angst mehr ein. Er hatte gesehen, wie Tokata mit ihnen fertig wurde, und er würde auch vor den anderen keine Furcht zeigen. Zudem wollte er etwas von Miko, und er glaubte nicht, daß sich der Samurai des Satans seine Geisel so einfach würde entreißen lassen.

In der ersten Etage rechnete Miko eigentlich mit einem Angriff der anderen. Er täuschte sich. Niemand lauerte dort auf ihn, und sie konnten unbeschadet weitergehen.

Auch als sie den unteren Flur betraten und durch die zerstörte Haustür nach draußen schauten, sahen sie nichts, was ihren Verdacht erregt hätte. Es blieb ruhig.

Vor dem Hochhaus hatten die Mutationen gegessen, jetzt waren sie verschwunden.

Der Wind war kälter geworden. Er schnitt in Mikos Kleidung. Der Wächter fröstelte. Aus seiner breiten Schnittwunde an der Brust rann noch immer Blut.

Die Schmerzen waren auch nicht verschwunden. Sie ließen sich jedoch aushalten. Wichtig für ihn war nur, daß er mit dem Leben davonkam.

Bisher ging alles glatt. Das Schiff war inzwischen auch in den Hafen gelaufen. Wenn Miko einen Blick nach rechts warf, konnte er die Spitze des Antennenmastes sehen. Für Sekunden durchzuckte ihn ein verzweifelter Gedanke. Wenn er jetzt losrannte und sich auf dem Schiff oder bei seinen Kollegen verkroch, konnte er Tokata entgehen. Das jedoch waren Träume. Niemand würde es schaffen, der Waffe des Samurais zu entkommen. Tokata war zu grausam, zu brutal, zu schnell

... Miko war gespannt, wo Tokata ihn hinführen wollte. Er rechnete mit dem Park und hatte recht, denn er mußte sich auf den Befehl des Samurais hin nach links wenden, wo der verwilderte Park lag. Miko fürchtete sich davor, ihn zu betreten, aber Tokata ließ ihm keine andere Wahl.

Die Brücke überquerten sie nicht, sie hätten zu leicht gesehen werden können.

Bevor sie den Park betraten, ließ Tokata Miko noch einmal anhalten.

»Du kennst die Insel?« fragte er.

»Ein wenig.«

»Dann weißt du, wo der heilige Fächer liegt?«

»Nein!« Miko kreischte die Antwort fast. »Ich weiß es nicht.

Wirklich nicht.«

Tokata aber ließ nicht locker. »Er soll in einem Versteck liegen, habe ich gehört. Und wo kann man auf dieser Insel etwas verstecken.

Wo, du Wurm?«

»Überall!«

Der Samurai lachte. »Geh weiter. Los, geh!«

»Ja, ja.« Miko stolperte voran.

Ruhig lag der verwilderte Park vor ihm. Keine Tiere waren zu sehen. Sie hörten auch keine Tierstimmen. Trotzdem war Miko davon überzeugt, daß irgendwo die Mutationen lauerten. Er konnte sich gut vorstellen, daß sie sich innerhalb des dichten Dschungels zu dem entwickelt hatten, was sie jetzt waren. Und das Gelände war wirklich dafür geeignet, die grauenvollen Wesen zu verbergen.

Es hatte mal Wege und Pfade gegeben, doch die waren im Lauf der Zeit zugewuchert. Die Bodengräser hatten ihren Weg gefunden. Dicht wuchs das Unkraut zwischen den Bäumen. Einige von ihnen lagen am Boden.

Es waren die schwächeren. Sie hatten dem ausbreitenden Wuchs der stärkeren nicht standhalten können.

Licht fiel kaum in den Wald. Dafür waren die Kronen zu dicht. Es herrschte unter ihnen ein regelrechtes Dämmer. Wenn der Weg zugewuchert war, schlug Tokata mit seinem Schwert zu. Er drosch an der Schulter des vor ihm gehenden Mannes vorbei und verschaffte Miko so freie Bahn.

Unheimlich kam Miko der Wald vor. Er hatte ihn nie betreten. Irgend etwas hatte ihn immer davon zurückgehalten, jetzt merkte er, daß es die Atmosphäre gewesen sein konnte, die dieser Wald

ausströmte. Eine kleine Lichtung hatte sich noch gehalten.

Dort fanden sie umgekippte Bänke. Eine Erinnerung an die Zeit, als die Insel noch zivilisiert gewesen war. Sie überquerten die Lichtung.

Zur Hälfte hatten sie es geschafft, als Miko vor sich eine Bewegung wahrnahm. In der grünen Wand knackte und raschelte es. Bewegungen entstanden, die dichte Wand teilte sich und vor Miko erschien der Kopf einer Riesenratte. Der Aufseher blieb stehen. Keine Macht der Welt hätte ihn jetzt noch weiterbringen können, und wenn er hier auf der einsamen Lichtung starb, das war ihm egal.

Tokata verlangte auch nicht, daß er weiterging. Der Samurai des Satans hatte mit Gefahren dieser Art gerechnet und sie sogar herbeigesehnt, denn auf allen seinen Wegen hinterließ er eine Todesspur.

Eine zweite Ratte erschien. Sie hatte sich geduckt, während die andere aufrecht stand. Beide Tiere sahen in Miko und Tokata ihre Opfer. Sie hatten sie bereits in die Zange genommen und ihre Mäuler aufgerissen.

»Zu Boden!« brüllte Tokata und gab Miko gleichzeitig einen Tritt, der ihn in das Gras schleuderte. Miko kroch zur Seite.

Hinter der umgestürzten Bank fand er Deckung.

Und von hier aus schaute er zu, wie sich der einarmige Samurai des Satans den beiden Monstern stellte.

Tokata hatte sich breitbeinig aufgebaut. Er stand dort leicht geduckt, das Schwert hielt er schlagbereit in seiner rechten Hand.

Von seiner Position aus konnte er auch beide Tiere im Auge behalten.

Die Riesenratten sahen nur die Beute. Sie ließen sich auch nicht von Tokatas Schwert beirren, das er wie spielerisch ein paarmal durch die Luft zog, so daß ein pfeifendes Geräusch dabei entstand.

Die erste Ratte sprang.

Miko hielt unwillkürlich den Atem an, als sie ihren schweren

Körper durch die Luft wuchtete. Ihr braungraues struppiges Fell zitterte, sie hatte sich den Samurai des Satans als Ziel ausgesucht. Tokatas dumpfes Lachen ertönte hinter seiner Maske. Es mündete in einen Kampfschrei, und dann pffff sein Schwert im Halbkreis durch die Luft.

Es pffff wirklich, so hart war es geschlagen worden, und es traf auch sein Ziel.

Mitten im Sprung wurde die Ratte geköpft!

Die beiden Teile flogen zu verschiedenen Seiten weg. Aus dem Rumpf strömte Blut. Miko sah dem Kopf nach, allerdings nicht so lange, bis er den Boden berührte, denn Tokata hatte sich bereits seinem zweiten Gegner zugewandt.

Diese Ratte reagierte schneller als die erste. Sie hatte gesehen, was mit ihrer Artgenossin geschehen war, und verzögerte ihren Sprung. Sie zog sich sogar zurück. Für Miko sah es wie eine Flucht aus.

Dagegen hatte Tokata etwas.

Er war schnell. Vier Schritte brachten ihn in die Nähe des Riesentieres, dann fuhr sein Arm vor und mit ihm auch das gefährliche, in der Hölle geschmiedete Schwert.

Die Spitze drang in den Kopf der Ratte.

Miko schloß die Augen, weil er dieses Bild nicht mit ansehen konnte.

Das Riesentier zuckte noch. Tokata lief hin und schlug ein zweites Mal zu. Die Ratte starb!

Hohl und triumphierend lachend kehrte der Samurai des Satans auf die Lichtung zurück. Er schwang sein Schwert, dessen Klinge vom Blut der getöteten Tiere gefärbt war.

Das Lachen erzeugte bei Miko eine Gänsehaut. In den letzten Sekunden hatte er erlebt, wie gnadenlos dieser Samurai war, und seine Fluchtchancen sanken damit für ihn auf den absoluten Nullpunkt.

Tokatas Todesspur aber führte weiter...

Für die versammelten Männer war es ein Bild des Grauens, als sie das Gesicht des Toten dicht über der Wasseroberfläche entdeckten. Das Wasser war zwar trübe und schmutzig, trotzdem konnten sie die Gesichtszüge genau sehen. Sie waren irgendwie verzerrt, der Mund hatte sich verzogen. Es schien, als würde auf dem Gesicht des Toten ein breites, wissendes Grinsen liegen.

Aber war er wirklich tot?

Namenlos wurde das Entsetzen der Männer, als sie sahen, wie der Tote plötzlich einen Arm hob und sich mit seinen weißbläulich schimmernden Fingern am Rand des Schachts festklammerte. »Das ist ja Mishiku!«

Einer der Aufseher sprach das aus, was alle dachten. Sie kannten den Toten, denn er hatte einmal in dieses Zuchthaus gehört. Er war ein Gefangener gewesen, der sich gegen die innere Hierarchie des Zuchthauses aufgelehnt hatte. Vor allen Dingen gegen Ozaku! Das hatte der Mann nicht überlebt. Ozaku hatte ihn mit dem Messer getötet, das er auch gegen die Riesenratte eingesetzt hatte.

Und jetzt war Mishiku zurückgekehrt. Die Hölle hatte ihn ausgespuckt, sie wollte ihn nicht mehr haben. Emma-Hoo schickte seinen grauenvollen Diener, um sich an den Lebenden zu rächen. Die Männer waren so entsetzt, daß sie vergaßen zu schießen. Sie hielten die automatischen Gewehre umklammert, ihre Gesichter waren bleich und die Augen groß, mit denen sie auf den lebenden Toten starrten, der langsam aus dem Schacht stieg. Er hatte jetzt beide Hände auf den Boden vor dem Schacht aufgestützt, zögerte einen Moment, und es schien, als müsse er erst genügend Kraft für seine weiteren Aktionen sammeln. Dann kletterte er vollends aus dem Schacht. Er trug noch die gleiche Kleidung wie vor Monaten, als sie ihn in einen Sack genäht und ins Wasser geworfen hatten. Sein Haar

schien noch weiter gewachsen zu sein, denn es hing ihm lang und naß in die Stirn. Zwischen Hosengürtel und Hals war deutlich der Einstich zu sehen, wo ihn das Messer getroffen und getötet hatte. Für Ozaku war es besonders schrecklich, mit seinem eigenen Opfer konfrontiert zu werden. Den Angriff der Ratte hatte er einigermaßen verkraften können, doch hier versagten seine Nerven, auch deshalb, weil der Blick dieses Zombies ihn allein traf.

Der Ermordete wollte seinen Mörder töten! Paradox, aber es stimmte.

Mishiku war als lebender Toter zurückgekehrt, um schreckliche Rache zu nehmen. Ozaku schaute sich um. Sein Mund bewegte sich heftig, er atmete schnell und keuchend, sein Blick irrte von einem zum anderen.

»Verdammt!« knirschte er. »So helft mir! Ihr könnt doch nicht zusehen, wie mich dieses Monster fertigmacht. Verflucht, das könnt ihr nicht!«

Die anderen Männer blieben stumm. Vielleicht vor Angst, vielleicht aber wollten sie wissen, was nun geschah, wenn der Ermordete seinem Mörder gegenüberstand. Jeder wußte, daß Ozaku diesen Mann umgebracht hatte, nur beweisen konnte man nichts. Jetzt sollte der Killer vor Angst vergehen, das wollten die Männer. Lange genug hatte er die Gefangenen und Aufseher malträtirt, nun sollte er selbst das Grauen erleben.

Ozaku sah, daß ihm hier keiner helfen wollte. Sie gönnten es ihm, wenn der lebende Tote ihn töten wollte. »Ihr Schweine!« brüllte er. »Ihr verdammten Schweine! Ihr wollt mich verrecken lassen, wie? Ihr wollt sehen, wie ich gekillt werde!«

Wild schüttelte er den Kopf. Seine nassen Haare flogen. In den dunklen Augen leuchtete ein unheimliches, gespenstisches Feuer. Unter der Gesichtshaut traten hart und scharf die Wangenmuskeln hervor. Noch immer klebte Blut an seinem Arm, die Hände öffneten

und schlossen sich, Speichel troff von seinen Lippen.

Davon ließ sich die lebende Leiche nicht beirren. Der Untote ging weiter.

Eine grausame Kraft hatte ihn zu einem Zombie gemacht. Lange Zeit war die Schwarze Magie der Insel verschüttet gewesen. Jetzt hatte sie einen Weg gefunden. Dieses Eiland war wirklich ein Stützpunkt der Hölle. Hier herrschte das Grauen, regierte das Böse. Monster und Zombies - eine schreckliche Mischung, die Menschen keine Chance ließen.

Der Zombie hinterließ eine nasse Spur, als er quer durch den Keller schritt. Den Mund hatte er halb geöffnet, seine Augen waren verdreht. Die Pupillen blickten leblos.

Ozaku wich zurück. Er suchte nach einer Waffe, sein Messer hatte er nicht mehr, und ob er es mit der langen Wäschestange schaffen konnte, war mehr als fraglich.

Zumindest mußte er es versuchen.

Ozaku sprang zur Seite, entging somit auch einem schnellen Zupacken des Zombies und riß einen der langen Knüppel aus der Halterung. Das hatte er schon einmal getan, und er hoffte, daß er diesmal Erfolg haben würde.

Mit beiden Fäusten umklammerte er ihn, um mehr Wucht in den Schlag hineinlegen zu können. Dann drosch er zu.

Der Zombie machte überhaupt keine Anstalten, dem Schlag auszuweichen, er nahm ihn voll hin. Ein sehr harter Treffer schüttelte ihn durch. Der Kopf flog zur Seite, er selbst fiel hin, aber Schmerzen verspürte er nicht, denn kein Laut drang über seine Lippen. Vielleicht konnte er sich auch nicht bemerkbar machen. Es war müßig, darüber nachzudenken, auch die anderen Männer kümmerten sich nicht darum.

Sie sahen auf Ozaku, der vorsprang, dicht neben dem Zombie stehenblieb und mit aller Kraft zuschlug. Die Stange bog sich noch

durch, als sie den Körper traf, so wuchtig war sein Schlag auf den anderen hinabgerast, aber der Zombie war so nicht zu besiegen. Er richtete sich sogar noch ein wenig auf und streckte seinen rechten Arm aus. Plötzlich fühlte Ozaku, wie ihn die kalte Totenklaue in Höhe seines linken Knöchels umklammerte. Finger griffen hart zu, wurden zu regelrechten Klammern, die auch ziehen konnten, denn Ozaku verlor das Gleichgewicht. Zu einem dritten Schlag kam er nicht mehr. Er wurde umgerissen und verdankte es nur seinen in Fleisch und Blut übergegangenen Reflexen, daß er sich nicht den Kopf zerschmetterte, als er aufprallte.

Der Zombie hielt eisern fest. Er hatte jetzt seine zweite Hand zu Hilfe genommen, und auch als Ozaku trat, konnte er die Klammer nicht lösen.

Er wälzte sich herum und sah dabei die starren Gesichter der Aufpasser.

Sie schauten seinem verzweifelten Kampf zu und taten nichts, obwohl sie Gewehre in den Händen hielten. Sie würden froh sein, wenn Ozaku nicht mehr lebte. Lange genug hatte er die Menschen terrorisiert, dies sollte nun ein Ende haben.

Mühsam rollte sich der Mörder auf den Rücken. Der Untote hielt weiterhin eisern fest. Es war ihm sogar gelungen, sich noch weiter vorzuhangeln, so daß er jetzt mit seinem Körper halb über Ozaku lag. An ihm zog er sich weiter.

Ozaku versuchte es mit einem letzten Schlag. Er legte beide Hände zusammen, hob die Arme und ließ die Pranken dann nach unten sausen. Klatschend trafen sie das Gesicht des Zombies, der diesen Hieb jedoch wegsteckte.

Er tat ihm nichts.

So konnte Ozaku den Zombie nicht von seinem Vorhaben abbringen. Nichts würde diesen stoppen, und seine Pranken näherten sich immer mehr der Kehle des Mörders. Ein Opfer wollte seinen

Mörder holen! So sollte es sein.

Ozakus Wut und Haß verbrauchten. Jetzt spürte er nur noch die Angst. Die Holzstange hatte ihm nicht geholfen, und auch nicht seine Schläge. Der Zombie war unbesiegbar.

Jetzt bat Ozaku nur noch. In seiner Furcht wandte er sich an die Aufpasser.

»Bitte«, keuchte er, »bitte, helft mir doch! Der bringt mich um, verdammt...«

»Soll er. Dann wird der Mörder endlich seine gerechte Strafe erhalten.«

Das sagte der Oberaufseher, und die anderen pflichteten ihm nickend bei.

»Ihr seid Schweine!« kreischte Ozaku wieder. »Ihr seid verdammt...«

Er gurgelte auf, denn in diesem Moment verschloß ihm die Pranke des Zombies den Mund...

Genau da kamen wir!

Wir hatten uns wirklich beeilt. Zusammen mit dem Zuchthausdirektor waren wir durch zahlreiche Gänge gestürmt und Treppen hinaufgelaufen, bis wir Lastenaufzüge erreichten, die uns an den Ort des Geschehens brachten. Wenn Suko und ich allein gewesen wären, dann hätten wir sicherlich schneller laufen können, doch wir kannten die Örtlichkeiten nicht und mußten uns schon auf Kamosana verlassen. Der Zuchthausdirektor schnaufte, als wir unten ankamen. Ich schaute in den Waschraum hinein, sah die Aufseher in ihren Uniformen und die Waffen, die sie in den Händen hielten. Die Männer machten jedoch keinerlei Anstalten, in einen Kampf einzugreifen, der sich zwischen zwei Männern abspielte, die am Boden lagen. Noch etwas sahen wir.

Den von Kugelgarben durchlöcherten Kadaver einer Riesenratte. Er

konnte nicht mehr gefährlich werden, dafür jedoch das Monster, das auf einem Gefangenen lag. Jemand schrie irgend etwas, das ich nicht verstand. Kamosana übersetzte.

»Eine lebende Leiche!« Da wußten wir Bescheid.

Ich war eine Idee schneller als Suko, stürmte aus dem Aufzug, rannte an den Bottichen vorbei und stand einen Lidschlag später neben dem Zombie, der sich daran begab, den Gefangenen zu erwürgen.

An den nassen Haaren riß ich ihn hoch.

Er stieß einen tierischen Schrei aus und wurde von mir herumgeworfen.

Die Pranken lösten sich dabei vom Hals des Mannes. Nun hatte ich ihn vor mir.

Die Beretta nahm ich nicht, weil ich Munition sparen wollte.

Ich schlug die Jacke zurück und zog den silbernen Dolch, wobei ich gleichzeitig einen Schritt zurückging, aber den rechten Arm mit der Klinge vorstieß. Der Zombie torkelte in das Messer.

Es war, als hätte ihn ein Blitzschlag getroffen, der ihn zuerst durchschüttelte und dann zerstörte.

Ja, er bereitete seinem grauenhaften Dasein ein Ende.

Wie eine Puppe kippte der Untote zur Seite. Aus der Wunde quoll eine wassergelbe, schleimige Flüssigkeit, die später einen rosa Schimmer annahm.

Dann starb er.

Er löste sich nicht auf, dazu war er noch nicht lange genug tot, er fiel nur ein wenig in sich zusammen, und die Haut nahm einen anderen Farbton an. Sie wurde grauer und gleichzeitig blasser. Ich bückte mich und zog den Dolch aus dem Körper des endgültig erlösten Zombies. Als ich mich umdrehte, sah ich den Mann, den der Zombie attackiert hatte. Er setzte sich auf und blutete am Arm. Sein Gesicht war verzerrt. Sämtliche Gefühle spiegelten sich darauf

wider. Angst, Entsetzen, Panik. Und auch Haß, den der Mann empfand.

Die anderen Männer waren stumm. Manche blickten betreten zu Boden, andere schauten auf den Zombie.

Ich wandte mich an den Zuchthausdirektor, während Suko den Raum nach anderen Untoten durchsuchte.

»Können Sie mir eine Erklärung geben?« fragte ich ihn.

»Vielleicht.«

»Bitte.«

Kamosana knetete sein Gesicht mit beiden Händen.

»Ich weiß nicht, Mr. Sinclair, wie ich Ihnen das erklären soll. Was Sie hier gesehen haben, durfte und darf es eigentlich nicht geben. Da ist etwas völlig Unnatürliches. Sie würden es sicher mit Zauberspuk und Höllenkräfte umschreiben.«

»Es war ein Zombie, nicht?«

Erstaunen stahl sich in die Augen des Mannes. »Ja, das war in der Tat ein Zombie.«

»Und wo ist er hergekommen?«

Diese Frage stellte Suko. Allerdings konnte Kamosana sie ihm nicht beantworten, das übernahm der noch immer am Boden hockende Ozaku. »Aus dem Schacht!« keuchte er.

»Diese verdammte Bestie ist aus dem Schacht gekrochen. Wie auch die Riesenratte.«

»Stimmt das?« Diese Frage galt den anderen Zeugen, von denen einige englisch verstanden. Ich erntete ein zögerndes Nicken.

Obwohl wir wirklich nicht mit den Gegebenheiten der Insel vertraut waren, hätte ich noch einiges sagen können. Ich behielt es lieber für mich, denn ich wollte die anderen nicht beunruhigen. Ich entschloß mich jedoch, den Zuchthausdirektor in den Fall einzuweihen und meine wahre Identität preiszugeben. Zudem konnten wir davon ausgehen, daß es nicht nur einen Zombie oder ein Monster

auf der Insel gab, sondern zahlreiche. Stimmt meine Vermutung, befanden sich die Menschen in höchster Gefahr, und als Konsequenz blieb nur die Räumung der Insel.

Eine andere Chance sah ich wirklich nicht. »Haben Sie einen Arzt?« fragte ich den Direktor.

»Natürlich.«

»Dann bringen Sie den Mann zu ihm.«

Kamosana nickte. Er gab die Anweisung, Ozaku wegzuschaffen. Zwei Männer kümmerten sich darum.

Ich atmete tief durch. »Können wir mit Ihnen allein sprechen?« wandte ich mich an den Zuchthauschef.

»Hier?«

Ich nickte. »Wenn die Männer den Raum verlassen.« Sie hatten natürlich die Worte vernommen. Die Neugierde stand auf ihren Gesichtern zu lesen. Sicherlich hätten sie gern gelauscht, aber was wir zu besprechen hatten, war nun nicht für ihre Ohren bestimmt. Dafür war die Sache zu brisant.

Kamosana gab ein paar Anweisungen, und seine Leute trollten sich. Suko blieb neben dem Schacht stehen, während ich mich an den Zuchthausdirektor wandte.

»Was ich Ihnen jetzt sage, muß unter uns bleiben, Mr. Kamosana, verstehen Sie?«

»Ja.«

»Gut. Sie kennen mich nur als Kollegen, meinen Partner natürlich auch. Das sind wir allerdings nicht. Man hat uns in einer anderen Funktion auf diese Insel geschickt. Wir sind in Wirklichkeit Polizeibeamte von Scotland Yard und arbeiten eng mit der Regierung Ihres Landes zusammen.«

»Was sind Sie?«

Ich wiederholte noch einmal unsere Berufe, und der Zuchthausboß schüttelte den Kopf. »Das kann ich einfach nicht glauben«, erwiderte

er.

»Sind Sie vielleicht als Spitzel eingesetzt?« Als er dies fragte, verdüsterte sich sein Gesicht.

»Nein, auf keinen Fall, wir sollen uns nur um das Geheimnis dieser Insel kümmern.«

»Sie als Ausländer?«

»Ja.«

»Aber das ist kaum möglich.« Er hob die Schultern. »Ich kenne die alten Legenden, die sich um dieses Eiland ranken. Sie beruhen leider auf Tatsachen. Das Auftauchen des Zombies und der Riesenratte kann man als eine unmittelbare Folge bezeichnen, wenn Sie verstehen.«

Ich holte weiter aus und erklärte ihm unsere Funktionen genauer. Von Geisterjägern hatte er noch nie in seinem Leben etwas gehört. Dies war ihm völlig unbekannt, so konnte er auch nur ungläubig den Kopf schütteln.

»Glauben Sie mir, wir binden Ihnen hier keinen Bären auf, Mr. Kamosana.«

»Aber wie wollen Sie das Übel packen?«

»Kennen Sie Tokata?«

»Den Samurai des Satans?«

»Ja. Wir rechnen damit, daß er sich auf der Insel aufhält oder noch ankommt. Er will den heiligen Fächer finden, von dem Sie sicherlich auch schon gehört haben. Gleichzeitig will auch der Goldene Samurai den Fächer haben, und da die beiden Todfeinde sind, muß es zwangsläufig zu einer Auseinandersetzung zwischen ihnen kommen. Einer nur kann Sieger bleiben, und diesen Kampf, den wollen wir uns anschauen.«

»Aber der hat doch schon vor Jahrtausenden stattgefunden«, warf der Zuchthausdirektor ein.

»Natürlich. Nur hat es damals keinen Sieger gegeben. Beide

existieren noch, und beide wissen, daß die Welt für zwei von ihrer Sorte zu klein ist.«

»Ja, das kann sein. Und jetzt glauben Sie, daß sich der Kampf in diesen Tagen wiederholen wird?«

»Sie wollen den heiligen Fächer. Und dann stoßen sie zwangsläufig aufeinander.«

Kamosana schaute mich an. »Was wollen Sie dann auf dieser Insel, Mr. Sinclair?«

Ich verzog meinen rechten Mundwinkel. »Wir wollen, wenn eben möglich, die lachenden Dritten sein.«

»Das schaffen Sie nie.«

»Und warum nicht?«

»Wenn ich die alten Legenden richtig begriffen habe, dann sind die beiden so gut wie unbesiegbar. Wie sollte es ein Mensch schaffen, Dämonen zu töten?«

»Diese Frage ist legitim. Ich habe sie sogar erwartet, aber lassen Sie das nur unsere Sorge sein. Zudem möchte ich gern, daß Sie mir helfen.«

»Ich?«

»Ja.«

»Aber ich kann nichts tun. Ich muß froh sein, wenn ich am Leben bleibe...«

»Sie brauchen natürlich nicht aktiv in die Auseinandersetzung einzugreifen, Mr. Kamosana, sondern uns nur mit Informationen über die Insel des Schweigens versorgen. Mehr verlangen wir nicht von Ihnen. Wirklich nicht.«

»Wie haben Sie sich dann alles vorgestellt?« fragte der Direktor mit belegter Stimme.

»Noch gar nicht.«

Kamosana erschrak. »Gütiger Himmel, Sie wollen doch nicht so einfach in einen...«

Ich unterbrach ihn. »Improvisieren gehört zu unserem Job. Es ist wirklich keine Routinearbeit. Wir müssen uns auf jeden Fall neu einstellen, glauben Sie mir.«

Er hob die Schultern. »Aber was machen wir mit den Gefangenen?«

»Wir müssen die Insel wahrscheinlich evakuieren.«

»Das geht nicht!«

»Warum nicht?«

»Mr. Sinclair, Sie kennen die Gefangenen nicht. Sie würden meutern. Hier sitzen die gefährlichsten und schwersten Verbrecher Japans ein. Das sind menschliche Bestien. Wenn wir sie jetzt auf ein Schiff bringen, dann drehen sie durch, da machen sie die Besatzung fertig, glauben Sie mir.«

Bisher hatte ich für die Argumente des Zuchthausdirektors immer ein Gegenargument gefunden. Hier schaffte ich es nicht.

Der Mann kannte sich aus, er lebte mit den Gefangenen. Ich mußte ihm recht geben. Die Schwerverbrecher würden ihre Chance eiskalt nutzen und ausbrechen.

»Es sieht schlecht aus«, sagte Kamosana.

»Vielleicht geschieht ihnen auch nichts«, erwiderte ich.

»Wir lassen sie in den Zellen, das ist am besten«, schlug der Zuchthausdirektor vor.

Unrecht hatte er damit nicht.

Ich drehte mich halb um und schaute auf die Schachttöffnung.

Suko stand daneben. Er wollte wissen, wohin der Schacht führt.

»Der mündet ins Meer«, bekam er zur Antwort.

»Dann kann dieser Zombie aus dem Meer gekommen sein«, murmelte der Chinese »und die Ratte auch.«

»Ja.«

»Aber wieso?«

»Die Sache mit dem Zombie kann ich Ihnen vielleicht erklären«, sagte der Direktor. Er berichtete von einem Mord, den Ozaku, der

Mann, den der Zombie hatte umbringen wollen, auf dem Gewissen hatte. »Der Tote wollte sich rächen«, stellte er zum Schluß fest.

»Aber wie wurde er zum Untoten?« fragte ich.

Als Antwort hob Kamosana nur die Schultern.

»Ich schiebe es auf die schwarze Magie dieser Insel«, erklärte Suko.

Da konnte er durchaus richtig liegen! Allerdings erklärte das noch nicht das Auftauchen der Ratten. Oder doch? Wirkte diese Magie auf Lebewesen und auf Tote?

»Ich habe Unterlagen über die Insel in meinem Büro«, erklärte uns der Direktor. »Wenn wir dorthin gehen könnten?«

»Und der offene Schacht?« fragte Suko.

»Den müssen wir so lassen«, erwiderte Kamosana. »Ich kann aber oben alles zuschließen lassen. Sollten noch irgendwelche Monster erscheinen, kommen sie nicht durch.«

Das gefiel mir zwar nicht hundertprozentig, was der Mann vorschlug, aber in diesem Fall hatte ich keine bessere Alternative zur Verfügung.

»Einverstanden.«

Kamosana atmete auf. Über Lautsprecher ließ er zwei Oberaufseher ansetzen. Sie sollten dafür Sorge tragen, daß die Aufzüge oben und die Türen verschlossen blieben. Wir begaben uns in das Büro des Zuchthausdirektors. Durch das Fenster sahen wir wieder die grauen Mauern und den noch graueren Himmel. Die Wolken lagen dick und schwer. Meiner Ansicht nach waren sie sogar noch tiefer gefallen, und ich hatte das Gefühl, daß es bald Regen oder Schneeregen geben würde. Aus dem Schrank holte der Zuchthausdirektor die entsprechenden Unterlagen. Ein Plan der Insel befand sich auch dabei.

Kamosana breitete ihn auf seinem Schreibtisch aus. Er glättete ihn mit den Handballen. Zu dritt beugten wir uns über das Papier und

begannen damit, den Plan zu studieren und uns Einzelheiten einzuprägen...

Seit Ewigkeiten wühlte der Wind das Meer auf. Seit Ewigkeiten formte er aus dem Wasser gewaltige Wellen, trieb sie vor sich her und schleuderte sie gegen das felsige Eiland. Und die Wellen brachten all das mit, was die See nicht mehr haben wollte und ausspie.

Strandgut, Holztrümmer, Reste von Schiffen, Müll, Plastik, moderner Abfall, Hinweise auf eine Überflußgesellschaft - und manchmal auch Leichen, Sie wurden oft genug von den Strömungen verschlungene Wege geführt und irgendwo an Land gespült.

Dann lagen sie da. Verwest, vom Salzwasser zerfressen und bewegungslos.

Auch an diesem Tag wurden wieder Leichen an Land gespült. Das Meer hatte sie wie mit gierigen Fingern aus der Tiefe geholt, mit ihnen gespielt und sie gegen den einsamen Strand der Insel des Schweigens geworfen.

Dorthin, wo die Menschen ihren Fuß nicht hinsetzten, wo die Insel noch so war wie vor Tausenden von Jahren. Sie lagen am Strand wie Puppen.

Drei waren es insgesamt. An den Kleidungsresten konnte man erkennen, daß sie zu den Gefangenen gehört hatten. Auf natürliche Weise waren sie nicht gestorben, davon zeugten die tiefen und vom Salzwasser ausgewaschenen Wunden im Körper.

Niemand sah die Leichen, wie sie stumm und still am Strand lagen, und niemand ahnte, daß sie nur die Vorboten einer furchtbaren Magie sein sollten.

Denn die befand sich ebenfalls auf dem Weg zur Insel. Und sie war schon sehr nahe.

Während sich die grauen Wolken am Himmel verdichteten und

einen gewaltigen Teppich bildeten, kroch unter der graugrünen Wasserfläche des Meeres ein neues Unheil heran. Mit jeder Welle wurde es näher an den Strand der Insel gespült. Es schien, als hätten sich die Strömungen mit den Mächten des Bösen verbündet, weil sie das Unheil so schnell heranschafften. Aber nichts konnte es aufhalten, die Bestimmung mußte ausgeführt werden, ein Zurück gab es nicht, und der erste Vorbote des Unheimlichen war bereits zu sehen.

Ein goldener Schimmer auf dem Wasser.

Er stieg von unten hoch, wanderte weiter und markierte den Weg, den der Goldene Samurai nahm. Nach wochenlangem Umherirren hatte er endlich sein Ziel gefunden.

Die Insel des Schweigens!

Selbst der Wind schief für einen Moment ein. Er wollte Atem holen und gehorchte einem anderen, dem Schwarzen Fürst der Tiefe. Emma-Hoos Aura hatte die Insel erfaßt.

Der goldene Schimmer zitterte auf den Wellen. Kreuz und quer liefen seine Bewegungen, einmal vor, dann wieder zurück, zur Seite hin, er tauchte ein, kam wieder hoch und mit ihm die Gestalt.

Der goldene Samurai hatte das Ufer erreicht. Er stieg aus den Fluten.

Wie ein König geschah dies, und das Wasser teilte sich, als er es mit seinen gewaltigen Armen zur Seite schob. Die grünen Fluten glänzten wie goldener Lack, als würden sie von heißen Sonnenstrahlen gestreichelt.

Seine Bewegungen waren geschmeidig, als er das Wasser verließ, dessen letzte Tropfen wie Ölsuren an seinem Körper herabbrannen. Er war eine lebende Legende, eine Figur, die die Zeiten so überdauert hatte, wie sie geschaffen worden war. Sein gesamter Körper bestand aus purem Gold. Unter der goldenen Rüstung trug der Samurai ein blaues Kettenhemd. An einigen Stellen war die

Rüstung zerstört. Dort schimmerte das Blau des Kettenhemdes besonders stark durch.

Bewaffnet war der Samurai ebenfalls. Sein goldenes Schwert steckte in einer goldenen Scheide, und im Gürtel war ein Dolch aus Gold zu sehen.

Lange genug hatte er gewartet. Jetzt war er am Ziel. Am Strand blieb er stehen und blickte sich prüfend um. Wie ein witterndes Tier hob er den Kopf. Seine Augen mit den goldschimmernden Pupillen bewegten sich fast im Kreis, er suchte nach einem Gefahrenherd, doch er konnte ihn nicht finden. Nur eine Rauchwolke sah er, die weiter vorn aus dem Inselboden zu steigen schien. Es war die verfluchte Müllkippe, die auch weiterqualmte, als der Goldene aus dem Wasser stieg. Seine Diener hatte er nicht mitgebracht. Es gab sie, er war sich ihrer sicher, und er würde sie zu gegebener Zeit schon holen, nur mußte er erst seine Aufgaben erfüllen. Zwei Aufgaben waren es.

Einmal brauchte er den heiligen Fächer der Göttin Amaterasu. Er war auf dieser Insel begraben und wurde durch eine starke Gegenmagie geschützt. Dem Gerechten allerdings tat diese Magie nichts. Nur wer den Fächer als nicht Gerechter in die Hand nahm, den würde seine Magie töten. Der andere Grund hieß Tokata.

Der goldene Samurai wußte genau, daß auch sein Todfeind die Insel besuchen würde. Die Sterne hatten es ihm gesagt. Sie waren für ihn die besten Propheten, denn wenn er auf der Insel eintraf, würde auch der andere kommen.

Der Goldene fürchtete sich nicht vor Tokata, der nur noch einen Arm hatte, er wollte nur nicht, daß ihm den Fächer der Göttin Amaterasu in die Hände fiel, denn dann würde er in seiner Magie erstarken, und der Goldene hatte das Nachsehen. Der Samurai legte seinen Kopf in den Nacken und blähte witternd die Nasenflügel. Es sah schon recht seltsam aus, wie der Goldene seine Haut und die

Organe trotz der vorherrschenden Farbe bewegen konnte.

Dies bewies, daß die Haut echt und daß die Farbe nicht aufgemalt worden war.

Der Goldene duckte sich ein wenig zusammen. Seine Augen schienen zu leuchten, er witterte, und er spürte auch, daß Schwarze Magie die Insel beherrschte.

Emma-Hoo hatte die Totenmagie geschickt. Das bedeutete, daß aus Toten wieder Lebende wurden. Zombies würden regieren, lebende Leichen, denn die Insel war verseucht, in ihr steckte der Keim des Bösen.

Als sich der Goldene noch mit diesen Gedanken beschäftigte, schaute er auf die angespülten Leichen. Ihm war klar, daß sie nicht ohne Grund hier lagen. Ihr Dasein hatte eine besondere schwarzmagische Bewandtnis.

Schon bald erhielt der Goldene den Beweis.

Drei Leichen waren angeschwemmt worden. Und die ersten begannen sich zu regen. Es waren zwei Männer, die ihre Arme anzogen, sich aufstützten und langsam auf die Füße kamen.

Die Kraft der Schwarzen Magie hatte sie getroffen. Was Emma-Hoo gesät hatte, das ernteten sie nun. Sie standen auf.

Der Goldene beobachtete sie gleichgültig. Niedere Wesen konnten ihm nicht gefährlich werden. Sollten sie es dennoch versuchen, würde er sie mit einigen Schlägen des Schwertes der Reihe nach zerteilen. Die Untoten schwankten.

Auch die letzte lebende Leiche stand nun auf. Sie fand noch nicht die richtige Kraft und hielt sich an den ersten beiden fest. Der goldene Samurai stand nur wenige Schritte entfernt. So gierig die Zombies auch sonst auf Menschen waren, vor dem Goldenen fürchteten sie sich.

Sie wichen sogar zurück und schlugen eine Richtung ein, die der Samurai nicht gehen wollte.

Sein Weg führt ihn nicht dorthin, wo die Menschen lebten, er wollte zum Grab des heiligen Fächers und ihn holen. Nahezu heftig wandte er sich um. Er ließ den Strand hinter sich und schlug den Weg zu den Hügeln ein, wo zwischen ihnen die geheimnisvollen und längst vergessenen Täler der Insel des Schweigens lagen...

Die Karte hatten wir uns gut angesehen. Sehr groß war die Insel nicht, doch um sie zu durchwandern, brauchte man schon seine Zeit. Und Zeit hatten wir nicht.

Deshalb hielten wir uns auch nicht mehr lange innerhalb des Zuchthauses auf und machten uns auf den Weg. Kamosana, der Direktor, war nur noch ein Nervenbündel. Er verstand die Welt nicht mehr und hatte uns ein paarmal angefleht, nicht zu gehen und dazubleiben, denn er rechnete mit einem Überfall der mutierten Wesen.

Wir verstanden ihn zwar, aber wir konnten für ihn nichts tun. Unsere Aufgabe war ebenso wichtig. Tokata, der goldene Samurai und der heilige Fächer. Diese drei Dinge bildeten eine Linie, auf der wir uns bewegen mußten. Zunächst einmal bewegten wir uns über die Insel.

Daß der Fächer sein Versteck nicht zwischen den hohen Betonbauten gefunden hatte, davon konnten wir ausgehen, auch ohne uns erst noch großartig zu überzeugen. Wie uns der Zuchthauschef erklärt hatte, gab es genügend einsame Gebiete auf der Insel, und die wollten wir aufsuchen. Genauere Hinweise konnte uns Kamosana auch nicht geben, da weder er noch seine Leute den von uns ausgesuchten Teil der Insel jemals betreten hatten. Wieder waren wir auf uns allein gestellt. Um den einsamen Teil der Insel zu erreichen, mußten wir an der Müllkippe vorbei. Zudem hatten wir sie auch sehen wollen. Es konnte durchaus sein, daß sich dort jemand versteckt hielt. Unter Umständen hatte sich Tokata sogar die

Müllkippe als Aufenthaltsort ausgesucht, um die Ankunft seines Gegners oder die Dunkelheit abzuwarten.

Die Müllkippe interessierte uns auch noch aus einem anderen Grund. Ich hatte die getötete Riesenratte gesehen, und ich wurde den Verdacht nicht los, daß dieses Tier in Nähe der Müllkippe seine Geburtsstätte hatte. Die Vermutung, die uns leitete, klang zwar etwas utopisch, aber für Suko und mich durchaus einleuchtend.

Menschen hatten diese Insel entweiht. In ihrer Arroganz waren sie so weit gegangen, eine Brutstätte der Dämonen buchstäblich mit ihrem Dreck zu zerstören. Die Schwarzblüter nahmen so etwas nicht hin. Sie würden zurückschlagen, und sie hatten zurückgeschlagen, was uns das Auftauchen der Riesenratte deutlich genug bewies. Dabei spielte keine Rolle, auf welcher Seite die anderen standen, ob sie der alten japanischen Göttergeneration angehörten oder sich zu den Schwarzblütern zählten.

Wege gab es auf dieser Insel zwar auch, aber die existierten nicht im Innern. Wir mußten uns quer durch das Gelände schlagen. Der Boden war mit einer dünnen Grasschicht bedeckt. Karges Gras, das einen gelblichen Schimmer hatte. Es trotzte auch den widrigen Witterungsverhältnissen, hielt Wind, Regen, Schnee, Kälte und Hitze stand und kam uns vor wie ein gewaltiger Teppich.

Keine Sonne stand am Himmel. Dick und dunkel waren die Wolken. Der Wind fuhr kraftvoll gegen die Insel, als wollte er sie mitsamt seinen Bewohnern aus dem Meer reißen.

Wir hörten das Rauschen der Brandung, dieses harte Klatschen der Wellen gegen eine felsige Küste. Es war die Begleitmusik auf unserem Marsch über ein Eiland, dessen Boden mit Magie getränkt war.

Als wir den ersten Hügel bestiegen hatten, konnten wir einen Blick nach Westen werfen.

Ich glaube, wir erschrakten beide. Der Anblick der Müllkippe war

einfach überwältigend. Allerdings im negativen Sinne, denn ich hatte nicht damit gerechnet, so einen unheimlichen Berg vor mir zu sehen. Was heißt ein Berg, das war eine Landschaft aus Schrott und Abfall. Sogar einen kleinen Hafen sahen wir und drei fest verankerte Kräne, die den Müll aus den Schiffen holten, um die Berge noch höher zu türmen.

Obwohl der Wind für uns günstig stand und den ewigen Rauchsleier in Richtung Meer wehte, nahmen wir doch diesen scharfen, beißenden Geruch wahr. Innerhalb der Müllberge brannte es immer. Da schmorte und kokelte es wie in einem alten Ofen.

Man hatte wirklich alles auf die Müllkippe gekippt. Abfall, Metallteile, Holz, Kunststoff. Wahrscheinlich schmorte der Kunststoff und sonderte diese giftigen Dämpfe ab. »Willst du näher heran?« fragte Suko mich.

»Müssen wir ja.«

Das stimmte in der Tat. Wenn wir die Insel weiter durchforschen wollten, mußten wir dicht an der Müllkippe vorbei. Es war der beste Weg, wie uns der Zuchthausboß versichert hatte. Wir begannen mit dem Abstieg.

Damit wir trotz unserer dicken Kleidung nicht anfangen zu frieren, bewegten wir uns ziemlich schnell. Mehr rutschend als gehend ließen wir die Strecke hinter uns und hatten die ersten Ausläufer der Müllberge ziemlich schnell erreicht. Wir stolperten über alte Dosen, aufgeweichte Kartons, Gerümpel und einiges mehr, was nicht zu identifizieren war.

Links vor uns wuchsen die gewaltigen Abfallberge in die Höhe. Sie stanken entsetzlich, verpesteten die Luft, so daß wir kaum wagten, Atem zu holen.

Die Berge aus Müll waren nicht dicht. Sie wiesen zahlreiche Spalten auf, und aus diesen Spalten und Rissen quollen dünne Rauchfahnen, die träge die gewaltigen Halden wie Ringe umgaben.

Manchmal fuhr der Wind gegen die Seiten, dann bewegte er locker hängende Gegenstände oder löste sie aus ihrem Verbund, so daß sie die Schräge hinabrollten und vor unseren Füßen liegenblieben.

»Hier finden die Ratten ihre Nahrung«, meinte Suko. Ich nickte dazu.

Dabei dachte ich auch daran, daß sie innerhalb der Müllberge nicht nur ihre Nahrung fanden, sondern auch selbst mutieren konnten.

Dieser Abfall war für die Dämonen eine reine Provokation. Und sie reagierten auf ihre Weise.

Bisher hatten wir keine Riesenratte zu Gesicht bekommen. Das jedoch sollte sich schnell ändern, denn Suko, der einen Schritt vorging, blieb plötzlich stehen. »Was hast du?«

Der Chinese deutete nach links. »Schau mal, da bewegt sich etwas im Müllberg.«

Ich sah nach und erkannte, daß sich mein Freund nicht getäuscht hatte. Danach ging alles blitzschnell. Der Abfallberg neben uns bewegte sich nicht nur, er platzte in der Mitte regelrecht auseinander. Dreck und Müll regneten uns entgegen, so daß wir gezwungen waren, zurückzuspringen, um nicht getroffen zu werden.

Ein gewaltiges Loch entstand, das jedoch im nächsten Moment vom Riesenkörper einer mutierten Ratte ausgefüllt wurde. Wir staunten.

Diese Ratte war noch größer als die, die wir im Gefängnis gesehen hatten. Mit anderen Worten, sie überragte uns sogar um Haupteslänge, wenn nicht noch mehr. Sofort spritzten wir auseinander. Suko ging nach links, ich bewegte mich in die andere Richtung.

Das war gut so, denn die Riesenratte sprang mit einem gewaltigen Satz aus dem Loch im Abfallberg, landete auf allen vieren und befand sich nur noch wenige Schritte vor mir entfernt. Es war doch für mich ein seltsames Gefühl, die Ratte so zu sehen. Ein Schauer lief mir über den Rücken. So ein Riesentier war mir nie begegnet,

und ich gebe ehrlich zu, daß ich Angst hatte, obwohl ich Waffen bei mir trug.

Nicht nur Kreuz, Beretta oder Dolch, sondern auch das Schwert, das einmal Destero gehört hatte.

Was Suko tat, konnte ich nicht erkennen, denn der Rattenkörper nahm mir die Sicht auf ihn. Ich erkannte allerdings, daß sich das Riesentier zum Sprung duckte.

Da hörte ich das Klatschen.

Bevor sich die Riesenratte abstoßen konnte, hatte sich Suko an sie herangeschlichen und mit der Dämonenpeitsche zugeschlagen. Mit einer ebenfalls starken, schwarzmagischen Waffe. Und er hatte das Tier empfindlich getroffen! Die Ratte warf ihren gewaltigen Kopf hoch, riß das übergroße Maul auf und stieß ein schauriges Geräusch aus, das mich an eine Mischung zwischen Heulen und Fauchen erinnerte. Sie wirbelte herum.

Ihr langer Schwanz geriet dabei ebenfalls in Bewegung und hätte mich fast von den Beinen gerissen. Ich wich aus und zog mein Schwert.

Da ich jetzt den Rücken der Ratte sah, entdeckte ich auch die drei Stellen im Fell, wo Sukos Peitsche getroffen hatte. Dort war das Fell zerstört worden.

Tiefe Wunden zeichneten den Körper des gewaltigen Tieres, das allerdings noch nicht erledigt war, denn es wollte Suko töten. Das Schwert lag kampf- und schlagbereit in meiner rechten Hand. Ich stürmte auf das Riesentier zu und hieb mit aller Kraft zu.

Die Klinge drang in den Rücken der Ratte.

Ihr Körper setzte dem Schwert kaum Widerstand entgegen.

Mein Streich hinterließ bei ihr eine tiefe Wunde. So tief, daß sie sich davon nicht mehr erholte, zudem schlug Suko ihr die drei Peitschenriemen noch quer über den Kopf.

Das gab ihr wohl den Rest.

Die Riesenratte sackte zu Boden. Schwer wie ein Berg fiel sie auf die Seite. Die Schnauze hatte sie weit aufgerissen. Das Maul war mit einer grünen Flüssigkeit gefüllt, die wie ein Wasserfall aus ihm herausschoß, sich auf den Boden ergoß und anfang zu dampfen, als bestünde sie aus einer Säure. Das Ende der Ratte bekamen wir nicht mehr mit. Suko und ich hatten einen Bogen geschlagen. Wir wollten diesen Ort so rasch wie möglich hinter uns lassen, denn unser eigentliches Ziel hatten wir noch längst nicht erreicht.

Die Müllberge waren noch größer, als sie von unserem ersten Standpunkt aus ausgesehen hatten. Es dauerte seine Zeit, bis wir sie passiert hatten.

Der Weg führte wieder in die Höhe. Er wurde auch anstrengender, die Vegetation wechselte. Zwar blieb der Grasboden, doch zuvor war er kahl gewesen. Jetzt bedeckten ihn Sträucher und Büsche. Ich hatte sie noch nie gesehen, aber sie waren nicht kahl. Blaue oder grüne Beeren hingen an den Zweigen. Vielleicht Futter für irgendwelche Vögel. Und damit hatte ich ein Stichwort. Vögel hatten wir nicht gesehen.

Normalerweise ist es so, daß sich gerade auf den Inseln vor den langen Küsten die Vögel aufhalten. Sie finden dort ein regelrechtes Paradies.

Das war auf der Insel des Schweigens nicht der Fall. Kein einziger Vogel war bisher über das Land geflogen. Die Tiere wußten genau, weshalb sie die Insel mieden, denn hier lauerte das Böse.

Und das suchten wir.

Schweigend erklommen wir den nächsten Hügel. Die Müllberge lagen jetzt hinter uns, unser Blick schweifte hinunter in ein Tal, wie ich es hier nie vermutet hätte. »Da muß es sein«, sagte Suko sofort.

Auch ich schloß mich der Meinung meines Freundes an. Es gab keine andere Möglichkeit, denn dieses Tal wollte überhaupt nicht zum übrigen Teil der Insel passen. Es war so fremd, so exotisch, so

anders und auch irgendwie düster und drohend. Vielleicht trugen die hohen, seltsam gewachsenen und laublosen Bäume die Schuld daran. Ihre Zweige und Äste streckten sie wie dunkle Arme vor, als wollten sie damit den Boden beschützen.

Zwischen den Bäumen allerdings wucherte dichtes Unterholz, und wir sahen am Ende des Tals auch einen Felsen, der einen weiteren Ausgang versperrte.

Rechts und links des Tals wuchs das Gelände fast steil in die Höhe. Man konnte es noch als Hang bezeichnen, und aus ihm ragten regelrechte Felsnasen sowie schief gewachsene, gewaltige Steinblöcke, die eine braune Tönung angenommen hatten. Die Bäume hatten sich mit ihrem starken Wurzelwerk regelrecht in die Hänge hineingekrallt, als wollten sie den Felsen nicht mehr loslassen.

»Genau, das ist es«, murmelte ich.

»Und wo stecken Tokata und der Goldene?« fragte Suko. Dabei grinste er schief.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht sind sie noch nicht da.«

»Das wäre gut. Womit wir in aller Ruhe den Fächer der Göttin der Amaterasu suchen können.«

»Den Namen hast du gut behalten«, grinste ich.

»Ich hatte schon immer eine Schwäche für Göttinnen.«

»Laß das nur nicht Shao hören.«

»Siehst du, was ich sehe?« wechselte der Chinese das Thema.

»Den Nebel, nicht?«

»Genau.«

Er hatte sich dort gebildet, wo das Tal praktisch zu Ende war und es eine Felswand verschloß.

Ich runzelte die Stirn. »Dieser Nebel kommt nicht von ungefähr. Sein Auftauchen hat etwas zu bedeuten.«

»Ob der uns gilt?«

»Wie meinst du das?«

Der Chinese hob die Schultern. »Er will doch sicherlich etwas verschleiern, normal ist er jedenfalls nicht.«

»Ja, da hast du recht. Aber ich hege einen ganz anderen Verdacht, mein Lieber.«

»Und?«

»Dr. Tod's Todesnebel!«

Als ich diese Vermutung geäußert hatte, war Suko erst einmal still. Heute wußten wir um diesen gefährlichen Nebel Bescheid, der aus dem Würfel des Unheils entstand und Menschen zu Skeletten machte, wenn sie ihm ungeschützt gegenübertraten. Egal, woher der Nebel auch stammte, für uns war er eine Warnung. Und zum Glück hatten wir ihn rechtzeitig entdeckt, so daß wir uns auf ihn einstellen konnten. »Wir müssen runter«, sagte Suko, »es bleibt uns leider nichts anderes übrig.«

Das brauchte er mir nicht erst zu sagen. Einen Weg gab es nicht. Daran hatten wir uns bereits gewöhnt. Wir würden es auch so schaffen, hinunterzuklettern. »John!« sagte Suko plötzlich.

Mich schreckte seine Anrede auf. Ich schaute meinen Freund an. Er wies hinunter in das Tal.

Wenn ich genau hinsah, dann erkannte ich die beiden Gestalten. Sie bewegten sich langsam durch das Tal auf dessen Ende zu. Einer von ihnen war ein normaler Mensch, das konnte ich sogar aus dieser Entfernung erkennen.

Der zweite aber war kein Mensch, sondern ein dämonisches Monster und einer unserer Todfeinde.

Tokata, der Samurai des Satans!

Er hatte den Weg auf die Insel also doch gefunden!

Mikos Angst war ins Unermeßliche gewachsen. Obwohl der einarmige Samurai ihm nichts tat, wußte er doch, daß er diesem Monstrum nicht mehr entkommen konnte. Und er hatte mit ihm

zusammen einen Teil der Insel betreten, den er nicht einmal aus Erzählungen kannte. Er wußte gar nicht, daß es auf der Insel des Schweigens auch so etwas wie Wald und Natur gab. Über verschlungene Pfade waren sie zu einem Tal geschritten, das zwischen zwei hohen, mit kahlen Bäumen bewachsenen Hängen lag.

Der Boden unter ihnen war mal mit weichem Gras bewachsen, dann wieder felsig. So wechselte sich seine Beschaffenheit ab, und aus einigen Spalten im Untergrund drang sogar Rauch, der seinen Weg fand und in Richtung des Talendes kroch. Nach einigen Metern blieb Miko stehen. Er hatte sich einen innerlichen Ruck gegeben. Die Angst vor diesem düsteren Tal war größer als die vor dem Dämon.

»Ich gehe nicht mehr weiter«, sprach er leise. Seine Haltung versteifte sich dabei.

Zuerst tat Tokata nichts, und Miko rechnete schon damit, gewonnen zu haben, als er plötzlich etwas Kaltes im Nacken spürte. Die Klinge!

Sie blieb aber nicht an einer Stelle. Tokata zog sie von rechts nach links.

Zuerst schien Miko zu Stein zu werden. Dann spürte er den Schmerz. Er drückte seinen Rücken durch, riß den Mund auf und begann zu schreien.

»Gehst du weiter?«

Er hätte ihn nicht erst zu fragen brauchen, Miko wäre auch von allein gelaufen. Noch einmal wollte er diesen Horror nicht erleben. Um seine Ergebenheit zu dokumentieren, stolperte er voran. Tokata brauchte seine Aufforderung nicht zu wiederholen. Der Wald und die Düsternis des Tals nahmen sie auf. Diese Gegend war erfüllt von einem wahren Zauber, einer gefährlichen Magie, die in jedem Stein, jedem Baum, und sogar in den Grashalmen lauerte. Unter der Erde, tief im Gestein der Insel verborgen und Jahrhunderte lang verschüttet, würde sie jetzt wieder zum Angriff vorgehen und das

vernichten, was nicht auf ihrer Seite stand.

Im Gras wisperten fremde, unheimliche Stimmen. Sie waren eigentlich lautlos, aber Miko hörte sie in seinem Gehirn. Er nahm sie wahr, obwohl er die Worte nicht verstehen konnte. Sie waren fremd, wurden in einer anderen Sprache ausgesprochen, in einer uralten, längst vergessenen, aber der Gefangene spürte sehr wohl die böse Aura, die diese Worte umgab. Ein schleichendes Gift, ja, sie waren giftig im dämonischen Sinne, und dieses Gift verunreinigte seine Gedanken. Je weiter Miko in dieses Tal hineinging, um so stärker war er dem Einfluß des Bösen ausgesetzt. Er merkte, daß er ein Teil dieses Tals wurde. Er hatte das Gefühl, daß er dazugehörte, eingeschlossen in das absolut Böse, und daß es für ihn kein Entrinnen mehr gab.

Weiter vorn bewegte sich etwas.

Zuerst glaubte er an ein Tier, dann sah er, daß es der Nebel war, der auf und nieder wallte. Der Nebel quoll aus dem Boden, viel stärker als der bei den Spalten und Rissen, die sie schon längst passiert hatten.

Unheimlich war es.

Seltsamerweise spürte er auch die Schmerzen nicht mehr. Nur noch ein leichtes Brennen im Nacken, das andere, das Magische, hatte sein Denken und Fühlen beeinflußt. Hinter sich hörte er Tokatas Schritte. Sie waren schwer, aber gleichmäßig. Der Samurai des Satans hielt seinen Gehrhythmus unbeirrt bei.

Das Tal wurde immer enger und düsterer. Auch die Unebenheiten im Boden hatten zugenommen. Steine wuchsen als kleine Stolperfallen.

Zudem waren sie glatt durch fingerdicke Mooschichten, und Miko mußte achtgeben, daß er nicht ausrutschte.

Und weiter führte ihn der Samurai des Satans. Tiefer hinein in die Schlucht, die ihren schwarzmagischen Zauber beileibe nicht

verleugnen konnte. Wo befand sich das Ziel?

Etwa dort, wo auch der Nebel wallte? Miko riß die Augen auf, um besser sehen zu können. Er wollte endlich wissen, woran er war, denn von Tokata erhielt er keine Antwort auf seine bohrenden Fragen. Das hatte er ein paarmal versucht. Plötzlich änderte sich der Untergrund. Er wurde glatt. Und auch seine Beschaffenheit wechselte. Waren die Steine vorhin grau gewesen, so präsentierten sie sich nun schwarz wie Kohle. Kein Staub lag auf ihnen, und schon wenige Schritte später umwallte der Nebel Miko als auch Tokata. Der Japaner mußte noch weitergehen.

Instinktiv streckte er seine Arme aus, weil er so wenig sehen konnte und er nicht gegen ein Hindernis laufen wollte.

Dann hatte er das Gefühl, sich nicht mehr im Freien zu befinden. Genau konnte er es nicht erkennen, denn der Nebel war zu dicht, fast wie eine Wand.

Aber er hörte Tokatas Stimme, und seine Worte halfen ihm, sich zu orientieren. »Bleib stehen!« Miko gehorchte. »Dreh dich um!«

Wieder bekam er es mit der Angst zu tun. Wenn er der Aufforderung folgte, würde Tokata dann mit seinem mörderischen Schwert zustechen?

Diese Frage quälte ihn, obwohl es ihm eigentlich egal sein konnte, wie er starb. Er kam dem Befehl nach.

Der Samurai des Satans stand etwa zwei Schritte von ihm entfernt.

Nebel tanzte zwischen beiden Gestalten, bildete Schlieren und lange Figuren, die nach ihnen zu greifen schienen, aber dennoch kurz vor dem Ziel zurückwichen. Die Stimmen waren aus Mikos Gehirn verschwunden.

Eine seltsame Leere hatte sich in seinem Kopf ausgebreitet. Allerdings hatte er das Gefühl, als würde der Boden unter seinen Füßen vibrieren.

Ein leichtes Zittern nur, das seinen Ursprung innerhalb der Insel

hatte und sich fortpflanzte. »Wir haben den Ort erreicht«, sagte Tokata mit schwerer Stimme. »Hier ist der Fächer verborgen. Und du wirst ihn mir holen!«

Miko saugte heftig den Atem ein. »Ich?« rief er und ging unwillkürlich zurück. »Aber was soll ich...«

Tokata bewegte seinen rechten Arm. Plötzlich befand sich die Spitze der Klinge dicht vor dem Gesicht des Aufsehers. »Willst du noch etwas sagen?«

»Nein, nein, ich...«

»Dann hole den Fächer!«

»Aber wo befindet er sich?«

»Unter dir!«

Miko senkte den Blick. Er sah nichts, nur den glatten Stein, über den Nebelschlieren krochen. »Hier soll er sein?« fragte er. »Ich sehe keinen Fächer.«

»Du wirst den Boden öffnen!«

Miko erschrak. Unglauben breitete sich auf seinem Gesicht aus, und er schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht. Ich bringe es nicht fertig, ihn mit meinen Händen zu öffnen. Das ist Stein, fester, harter Stein. Unmöglich.«

»Wenn das Blut eines Gerechten diese Stelle am Boden tränkt, wird Amaterasu den Fächer freigeben müssen. Es bleibt ihr nichts anderes übrig, so sagt es die Legende. Und du bist der Gerechte. Mit deinem Blut wird der Boden getränkt. Weißt du nun Bescheid?«

»Ja!« hauchte Miko.

Da zuckte die Schwertspitze nach vorn. Obwohl Miko damit gerechnet hatte, wurde er doch überrascht. Tokata war einfach zu schnell. Und er bewies, daß er auch zu treffen verstand.

Als hätte Miko jemand in die Hand gebissen, so spürte er den Stich mit der Waffe. Er unterdrückte nur mühsam ein Stöhnen, schaute an sich herab und sah das Blut, das von seiner linken Hand zu Boden

fiel.

Tropfen für Tropfen berührten den pechschwarzen Untergrund, breiteten sich aus und wurden zu einer Lache, die immer mehr Nachschub erhielt.

Noch geschah nichts.

Miko schaute zitternd auf seinen Lebenssaft, der aus der Wunde lief und von Sekunde zu Sekunde mehr wurde. Der Schnitt hatte eine Ader verletzt, und wenn er nicht achtgab, konnte er ausbluten. Er dachte daran, die Wunde zu verbinden, doch er traute sich nicht. »Da!« sagte Tokata nur.

Er hätte es nicht laut auszusprechen brauchen, denn auch Miko erkannte, daß etwas geschah.

Genau dort, wo sein Blut hingetropft war, zeigten sich Umrisse im Gestein, als wären sie von einer Säure hineingeätzt worden.

Rechteckige Umrisse.

Eine Falltür - eine Klappe. Aber ohne Griff. »Bück dich!« befahl der Samurai des Satans mit dumpfer Stimme und exerzierte die Bewegung mit dem Schwert so vor, indem er die Klinge senkte.

»Ja, ja...« Miko nickte und tat, was ihm der Samurai geheißen hatte.

Er beugte seinen Rücken nach unten und streckte dabei die Arme aus.

Seine Hände glitten über das Gestein und auch durch das Blut, das aus seiner Wunde stammte. Das Vibrieren, das er vorhin gespürt hatte, verstärkte sich. Es lief durch seinen Körper und erschütterte ihn regelrecht. Miko bekam es mit der Angst zu tun, er wußte nicht, was er tun sollte, eine andere Kraft schien von unter der Platte her auf ihn überzugreifen und ihn festzuhalten.

»Jetzt heb sie hoch!« brüllte Tokata mit Stentorstimme. Und Miko gehorchte. Er brachte nicht nur seinen Oberkörper hoch, sondern auch die Hände. Leere Hände!

Die Platte war verschwunden. Sie hatte sich aufgelöst. Statt dessen präsentierte sich vor ihnen eine unterirdische Höhle. Das Versteck des Fächers, nach dem Tokata so lange gesucht hatte. Endlich war er am Ziel. Da geschah es!

Tokata wußte, daß die Göttin Amaterasu eine Sicherung für den Frevler eingebaut hatte, der nicht würdig war, den Fächer zu besitzen.

Miko war es nicht.

Tokata war es ebenfalls nicht. Nur wußte er das und hatte aus diesem Grunde Miko vorgeschickt, der für ihn in den Tod gehen sollte.

Die Göttin schlug zu. Und sie traf Miko mit ihrer unheimlichen Zerstörungskraft...

Nie hatte sich Kamosana, der Zuchthausdirektor, über sein Büro beschwert. Aber heute kam es ihm zu klein vor. Er wurde an eine Zelle erinnert und durchmaß den Raum wie ein gefangenes Raubtier. Hin und her, vor und zurück. Die Sorgen, die Gedanken, sie fraßen ihn fast auf.

Er konnte Sinclair und seinen Partner nicht begreifen. Allein wollten sie gegen einen übermächtigen Gegner ankämpfen. Er an deren Stelle hätte Militär kommen lassen, für die Männer wäre das eine Kleinigkeit gewesen.

Aber was zerbrach er sich den Kopf über die Probleme anderer? Sie betrafen ihn nur indirekt. Er hatte andere. Die mutierten Tiere konnten genügend Ärger bereiten. Es klopfte. »Ja, herein.«

Gagosa betrat den Raum. Er war ein gefürchteter Aufseher, der Mann, vor dem selbst ein Killer wie Ozaku Respekt hatte. Gagosa hatte hier Karriere gemacht. Er war Chef der Aufseher geworden und setzte sich mit eiserner Strenge gegen seine eigenen Kollegen und auch gegen die Gefangenen durch. Seine Uniform mußte

maßgeschneidert werden, weil es für seine Figur keine gab, so ein Klotz war er. Der Einfachheit halber hatte er sein Haar zu einer Bürste schneiden lassen. Sein Stiernacken, mit Fettpolstern angereichert, quoll über den Uniformkragen, und sein Gesicht erinnerte an einen Fleischberg.

»Sind meine Anordnungen ausgeführt worden?« erkundigte sich Kamosana.

»Ja.«

»Die Männer stehen auf ihren Posten?«

»Ich habe Alarm gegeben!«

»Und das Tor?«

Jetzt grinste Gagosa. »Es steht unter Strom. So wie Sie es gewünscht haben. Da kommt keiner mehr rein, aber auch keiner mehr raus. Wir sind dicht!«

»Das ist gut.« Der Zuchthausboß nickte und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Gagosa blieb stehen. Sein Gesichtsausdruck zeigte Kamosana, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte. »Stimmt irgend etwas nicht?«

»Eine Kleinigkeit, Chef.«

»Reden Sie.«

»Es fehlt ein Mann.«

Kamosana sprang auf. »Ein Gefangener?«

»Nein, einer von unseren Leuten. Und zwar Miko.«

»Was ist mit ihm?«

»Ich hatte einen Appell befohlen, die Leute traten auch an. Als ich abzählen ließ, da merkte ich, daß jemand fehlte. Eben dieser Miko. Ich stellte sofort Nachforschungen an und erfuhr, daß Miko, da er vier Stunden frei hatte, das Zuchthausgelände verlassen hat. Er meldete sich vorschriftsmäßig ab, nichts war gegen seinen Ausgang einzuwenden. Nur kehrte er nicht zurück.« Mehr sagte Gagosa nicht. Mehr brauchte er nicht zu sagen. Kamosana wußte auch so Bescheid.

Wenn Miko das Gelände verlassen hatte und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt war, gab es dafür nur eine Erklärung. Er war den Monstern in die Arme gelaufen, den mutierten Wesen, und die hatten ihn zerrissen. Der Zuchthausdirektor hob den Kopf und schaute seinen Mitarbeiter an. Auf dessen Gesicht stand genau das geschrieben, was er selbst dachte.

»Aus«, sagte Gagona noch.

»Ja, Sie haben recht. Wir werden Miko wohl nicht mehr lebend wiedersehen.«

»Die Ratten haben sich ihn geholt.«

»Verdammt, verdammt!« fluchte Kamosana. »Wenn ich das vorher gewußt hätte, dann hätte ich diesen Job hier überhaupt nicht angenommen. Das ist ja die Hölle.«

Gagona lachte. »Was wollen Sie, Chef? Die Ratten sind doch nicht schlimm. Sie sollen nur kommen. Sämtliche Posten sind mit geladenen Gewehren bewaffnet, wir werden ihnen die Schädel zu Brei schießen, darauf können Sie sich verlassen.«

»Ist das Proviantschiff wieder gefahren?«

»Ja.«

»Dann können wir auch nicht fliehen.«

»Warum sollten wir? Mir gefällt es hier. Die paar Riesenratten kriegen, was sie brauchen. Hier kommt keiner rein. Wenn es dunkel wird, schalten wir die Scheinwerfer an...« Er sprach nicht mehr weiter, denn ein langgezogenes Heulen war an die Ohren der beiden Männer gedrungen. Kamosana blieb für einen Augenblick wie eingefroren stehen. »Verdammt, Alarm!« zischte er.

Gagona war schon an der Tür und riß sie auf. Er stürmte nach draußen.

Jeder von ihnen wußte jetzt, was zu tun war. Der Zuchthausdirektor riß das Alarm-Mikro von der Halterung an der Wand und befahl den Männern, an ihre Plätze zu gehen. Normalerweise sollte er in seinem

Büro bleiben, so sah es der Alarmplan vor, doch ihn hielt hier nichts mehr. Er wollte sehen, weshalb der Alarm ausgelöst worden war.

Zusammen mit Gagosa jagte er in ein Zimmer, das man auch als Aussichtsraum bezeichnen konnte. Durch die große Scheibe ließ sich das Karree vor dem Zuchthaus überblicken, auch der elektrisch gesicherte Eingang, die beiden Wachtürme und einen Teil des Geländes, das jenseits der Mauern lag.

Dort befand sich der Grund, weshalb Alarm gegeben wurde. Selbst Gagosa wurde blaß, als er dies erkannte. Mit zwei, drei Ratten hatte er ja auch gerechnet, aber nicht mit einem halben Dutzend menschengroßer Viecher. Das war nicht alles.

Die Ratten hatten Verstärkung bekommen. Mutierte Katzen und Hunde.

Ebenfalls so groß wie sie, mit Mörderaugen und kräftigen Gebissen. Sie alle näherten sich dem Zuchthauskomplex.

Und zwischen ihnen gingen drei Menschen. Lebende Tote. Zombies...

Grüner, giftiger Brodem quoll aus der Öffnung. Gleichzeitig ertönte ein hohles Pfeifen. Miko schien es, als würde die Hölle anfangen, nach Luft zu schnappen.

Sein Gesicht verzerrte sich. Er ahnte das Unheil, und er wollte es nicht auf seine Schultern nehmen, sondern weg, fortlaufen von dieser Stätte des Schreckens, aber hinter ihm stand Tokata, und der ließ seiner Geisel keine Chance. Etwas zischte auf.

Innerhalb des Qualms wurde es hell, als hätte jemand eine Wunderkerze angezündet. Das Sprühen blendete Miko für einen Moment, wurde stärker und entfaltete seine Magie, die von der Göttin Amaterasu gelegt worden war und sich gegen den nicht gerechten Eindringling richtete. In diesem Fall traf sie Miko.

Das Sprühen waren keine Wunderkerzen, sondern Pfeile. Sie lagen

auf der Lauer, um jeden zu töten, der es wagte, den Fächer an sich zu nehmen. Fauchend schossen sie hoch, Miko sah sie vor seinem Gesicht regelrecht aufplatzen. Mit Schrecken erkannte er die grausame Wahrheit, doch für ihn war es zu spät. Seinem Schicksal konnte er nicht mehr entgehen. Drei Pfeile trafen ihn.

Einer in den Kopf, genau zwischen die Augen, der zweite in den Hals, und der dritte fand sein Ziel in der Brust des Mannes. Von oben nach unten bildeten sie eine Linie. Sekundenlang stand Miko aufrecht vor der Öffnung. Er wollte selbst nicht glauben, daß es mit ihm zu Ende ging, doch er mußte sich mit den Tatsachen abfinden.

Die Pfeile, hergestellt aus einem unbekannten Material, saugten ihm das Leben aus dem Körper.

Sie rissen tatsächlich die Lebenskraft des Mannes an sich. Es war auch äußerlich zu sehen, denn Miko wurde innerhalb kürzester Zeit ein anderer. Er entwickelte sich zu einem Greis.

Bei den Haaren fing es an. Sie verloren die schwarze Farbe, wurden grau und stumpf. Gleichzeitig bekam das Gesicht starke Falten. Die Haut schrumpfte zusammen. Dabei erinnerte der Kopf an einen alten Apfel, der zu lange gelegen hatte. Er wurde immer kleiner. Unsichtbare Hände schienen ihn zusammenzupressen. Die Verwandlung machte am Kopf nicht Halt, sie setzte sich fort, erfaßte die Hände, Arme und Beine.

Überall zog sich die Haut zusammen und war auf einmal wie verbranntes Papier, so leicht und locker. Sie fiel ab.

Wieder begann es am Kopf. In langen Streifen löste sie sich, und unter ihr war ein Skelettschädel zu sehen. Bleich, mit leeren Augenhöhlen und Nasenlöchern. Alles andere war verschwunden. Die Magie der Göttin hatte es gefressen. Sie hatte sich schrecklich an dem Nichtgeweihten gerächt, der so schändlich das Versteck des heiligen Fächers entweiht hatte. Miko existierte nicht mehr. Die uralten Kräfte hatten ihn zerstört.

Aber sie konnten nicht denken, sie waren dennoch überlistet worden, denn die Rechnung des Samurais des Satans war voll aufgegangen.

Es mußte wirklich eine sehr starke Magie gewesen sein, daß sich Tokata nicht selbst an das Öffnen des Grabes herangetraut hatte. Amaterasu war eine mächtige Göttin, doch mit Geschick war es dem Samurai des Satans gelungen, sie zu übertölpeln. Der Weg zum Fächer der Göttin war frei. Und er, Tokata, stand als einziger vor dem Ziel, denn von seinem Widersacher und Todfeind war noch nichts zu sehen.

Der goldene Samurai schien die Zeit verpasst zu haben. Das war für Tokata natürlich Wasser auf seine Mühlen. Vor seinen Füßen lag das, was einmal Miko gewesen war, Auch die Pfeile waren nicht mehr zu sehen. Sie hatten sich ebenso aufgelöst wie der Mensch.

Geblichen war der Nebel. Weiterhin umtanzte er geisterhaft die gewaltige Schreckensgestalt, und seltsamerweise konnte Tokata in der Höhle auch sehen.

Sie zeigte trotz des Nebels eine gewisse Helligkeit, so daß sich auch ein Mensch in ihrem Innern orientieren konnte, ohne auf die Hilfe von irgendwelchen Lichtquellen zurückgreifen zu müssen.

Tokata schob die Knochenreste zur Seite, weil sie vor ihm und somit im Weg lagen. Er hatte jetzt die wichtigste Aufgabe überhaupt zu erfüllen.

Tokata wollte und mußte den Fächer bergen. Am Rand der Öffnung blieb er stehen und schaute in die Tiefe. Dabei war Tiefe eigentlich nicht der richtige Ausdruck, denn etwa zwei Armlängen entfernt erkannte Tokata bereits den Grund. Wenn er sich hinkniete und den Arm ausstreckte, konnte er den Fächer erreichen.

Tokata fiel auf die Knie. Es war wirklich ein seltenes Bild, den übergroßen Samurai so zu erleben. An seiner linken Schulter baumelte der Stumpf, nur noch den rechten Arm hatte er zur

Verfügung.

Der Fächer lag nicht auf dem Boden, sondern verborgen in einem kleinen Kasten, der auch die Bezeichnung Schrein verdiente. Er war noch vollständig erhalten, die langen Jahre hatten ihn nicht verfaulen lassen. Wie neu sah er aus. Die Zaubermagie der Göttin hatte den Schrein und den Fächer geschützt. Tokata tat etwas, was ihm Widerwillen bereitete. Er legte das Schwert aus der Hand, weil er fünf Finger freihaben wollte. Er öffnete die Hand und faßte nach dem Kasten.

Selbst ihn, der normalerweise keine Gefühle zeigte, hatte die Erregung gepackt. Wenn er den Fächer besaß, dann war er so gut wie unbesiegbar.

Unter seiner Maske drang ein schauriger Laut hervor. Ein Zeichen, daß Tokata es kaum erwarten konnte. Er mußte noch einmal nachgreifen, um den Kasten richtig zwischen die Klauen zu bekommen. Dann hatte er es geschafft. Behutsam hob er ihn an. Er führte die Bewegung sehr vorsichtig aus, vermied ein Zittern und dachte nur an die vor ihm liegende Aufgabe und daß nur nichts schief laufen durfte. Tokata gelang es, den Kasten unbeschadet aus dem Versteck zu holen. Er rutschte auf den Knien ein wenig zurück, so daß sich zwischen ihm und dem Schachtrand genügend Platz befand, um den Kasten abstellen zu können. Da stand er nun.

Die Schultern des riesenhaften Samurais bewegten sich. Undefinierbare Laute entströmten seinem Mund. Ein langgehegter Traum war endlich in Erfüllung gegangen. Tokata stand vor dem Ziel seiner Wünsche. Er besaß den Fächer. Nur noch den Kasten mußte er öffnen, dann war er unbesiegbar. Die Macht der Göttin würde auf ihn einströmen und ihm die Kräfte einer längst vergessenen, geheimnisvollen Zauberwelt verleihen.

Gepaart mit den schon vorhandenen gab dies eine kaum vorstellbare Mischung von Kraft und Macht. Er schaute auf den

Kasten.

Selbst dieser war von einer kaum wiederholbaren handwerklichen Schönheit. Da hatte sich jemand besonders viel Mühe gegeben. Tokata wußte nicht, wer den Kasten hergestellt hatte, aber es mußte ein wahrer Künstler gewesen sein. Der Deckel zeigte eine wertvolle Intarsienarbeit.

Sie stach von dem dunkleren Holz ab, und die Motive erinnerten an Ereignisse aus der japanischen Mythologie.

Da kämpften Helden gegen Drachen und andere Ungeheuer. Da explodierten Sonnen und Gestirne. Ein Frauengesicht war zu sehen.

Und dieses Gesicht faszinierte den Betrachter besonders, denn es war doppelschichtig angelegt worden. Das erste zeigte die Schönheit eines Frauenantlitzes. Das zweite jedoch die Bosheit der Hölle.

Ein Doppelgesicht. Im Vordergrund das schöne, im Hintergrund und etwas verschoben, so daß die einzelnen Umrisse nicht genau übereinanderlagen, das schreckliche. Die Göttin Amaterasu war dort verewigt worden. Tokata brauchte den Kasten nur noch zu öffnen. Er suchte nach einem Verschuß, doch er fand keinen. So blieb ihm praktisch nur noch eine Möglichkeit. Einfach den Deckel hochzuheben.

Mit seiner rechten Hand faßte er zu. Es gelang.

Mühelos ließ sich der Deckel öffnen. Es war keine magische Sicherung mehr eingebaut worden, Tokata konnte ohne weiteres in den Kasten hineinschauen.

Sein Inneres war mit dunklem Samt ausgelegt. Das jedoch interessierte Tokata nicht. Er hatte nur Augen für den Gegenstand, der da vor ihm lag.

Es war der heilige Fächer!

Zusammengelegt wirkte er wie ein Zollstock, wenn der Vergleich gestattet ist. Aber ein Zollstock hatte keinen goldenen Rand wie dieser heilige Fächer. Tokata nahm ihn hervor.

Noch in der Bewegung faltete er den Fächer auf, der auseinander schwang und das kriegerische Zeichen der roten Sonne enthüllte. Die einzelnen Teile bestanden aus einem wertvollen Metall, die Oberkante war vergoldet und lief wie ein Zickzackstreifen auf dem Fächer entlang.

Er hatte ihn. Endlich!

Tokata stieß einen Laut aus, der Zufriedenheit demonstrieren sollte, legte den Fächer vor sich zu Boden, drehte sich ein wenig nach rechts und wollte nach seinem Schwert greifen. Tokatas Klaue faßte ins Leere.

Das Schwert war verschwunden!

Für zwei Sekunden blieb der Samurai des Satans bewegungslos auf dem Fleck hocken. Mit allem hatte er gerechnet, damit jedoch nicht.

Jemand hatte ihn überlistet. In seinem Machtrausch, den Fächer zu bekommen, war er zu unvorsichtig gewesen. Nun bekam er die Quittung.

Jemand hatte seine Waffe gestohlen. Für diese verruchte Tat kam nur einer in Frage. Der Goldene!

Da hörte Tokata auch schon die Stimme des anderen in seinem Rücken.

Sie klang höhnisch und triumphierend. »Suchst du etwa dein Schwert, Tokata?«

Der Samurai des Satans stieß ein tiefes Grunzen aus. Er fühlte sich hintergangen, gedemütigt. Sein Todfeind hatte es geschafft, ihn zu überlisten. »Du hast es, nicht wahr?«

»Ja, Tokata. Ich habe es. Du bist sehr unvorsichtig gewesen. Ich hätte nie gedacht, daß es so leicht für mich werden würde; an dein Schwert zu gelangen. Aber du hast nur an den Fächer gedacht und alles andere außer acht gelassen. Das hat sich nun gerächt. Es war für mich eine Kleinigkeit, mich anzuschleichen. Ich habe alles

gesehen. Du hast dir den Weg gut freigekämpft und bist sogar noch die Falle der Göttin umgangen. Jetzt hast du den Fächer, aber du wirst mit ihm nichts anfangen können. Du bist ein Schwarzblüter, ein Diener Emma-Hoos. Vor langer Zeit schon hast du nicht gewinnen können, und du wirst es auch jetzt nicht. Nur ein Würdiger darf den Fächer der Göttin besitzen. Du, Tokata, bist nicht würdig. Der Fächer gehört mir, und ich werde ihn mir holen.«

Es waren starke Worte, die der goldene Samurai seinem Gegner an den Kopf warf. Aber er hatte recht. Tokata befand sich tatsächlich auf der Verliererstraße. Und dies war durch seine eigene Schuld geschehen.

Es wäre alles nicht so schlimm gewesen, wenn der Goldene ihm nicht das Schwert abgenommen hätte. Das ärgerte Tokata am meisten. Bisher hatte er zwei große Niederlagen hinnehmen müssen. Einmal, als ihm John Sinclair mit seinem geschleuderten Bumerang den Arm abschlug, und jetzt, in den letzten schrecklichen, demütigenden Sekunden, wo der Goldene ihn überlistet hatte.

Tokata war nun waffenlos.

Er senkte seinen Kopf und starrte auf den Fächer. Fast bereute sogar ein Dämon wie er, daß er auf Hilfe verzichtet hatte. Er wollte alles allein machen, er hätte sich Unterstützung mitnehmen sollen, Solo Morasso hatte sie ihm angeboten, aber nein, er wollte seinen Weg allein gehen.

Bis zum Ende - zum bitteren Ende sogar, denn das hatte er nun erreicht.

Seine Hand umklammerte den Fächer. Er war ausgebreitet, und Tokata spürte, daß ihm dieser Fächer Kraft geben würde. Er hatte zwar nur noch einen Arm, doch Dr. Tod hatte ihm versprochen, einen zweiten Arm aus einem Leichenteil anzunähen, falls es ihm gelang, den Fächer an sich zu bringen. Nun platzten seine Hoffnungen.

»Dreh dich um, Tokata!« befahl sein Todfeind. »Ich will dich,

meinen Todfeind, ansehen!«

Tokata hielt den Fächer weiterhin fest. Freiwillig würde er ihn nie aus den Fingern geben. Er drehte sich um und stemmte sich gleichzeitig in die Höhe.

»Davon habe ich nichts gesagt!« zischte der Goldene. »Du bleibst so hocken!«

Er hatte Angst. Oder war er vorsichtig? Also blieb der Samurai des Satans am Boden, während er sich umwandte und auch den Fächer nicht aus der Hand gab. Dann starrten die beiden sich an.

Über Jahrtausende hinweg hatten sie sich nicht mehr gesehen. Aber jeder wußte über den anderen Bescheid. Durch Schwarze Magie waren beide über die einzelnen Schritte des Feindes orientiert. Nun standen sie sich gegenüber. Beide hatten sich nicht verändert. Die langen Zeiten waren spurlos an ihnen vorübergegangen. Tokata hatte unter einem Vulkan begraben gelegen, bis er erweckt worden war. Jahrtausende hatten sie geschwiegen, nun begann der Kampf von vorn.

Er sollte alles und endgültig entscheiden. Tokata kam sich unendlich klein gegenüber dem anderen vor. Er hockte am Boden, während der Goldene hochaufrichtet stand. Seine Rüstung schimmerte in einem, satten gelben Farbton. Das Schwert mit der langen goldenen Klinge hielt er in der rechten Hand. Der gekrümmte Dolch steckte in seinem Gürtel.

Breitbeinig stand er da wie der große Sieger. Und das war er auch! Langsam senkte der goldene Samurai sein Schwert. Bis es die Verlängerung einer waagerechten Linie mit seinem Arm bildete.

»Nichts wird mich daran hindern, dich endgültig zu töten, Tokata«, sagte er. »Aber auch gar nichts.«

Der Samurai des Satans erwiderte nichts. Er kniete auf dem Boden und starrte sein Schwert an, das der Goldene neben sich gelegt hatte. Die Waffe seines Todfeindes, ein Zeichen des Triumphs über die

Hölle des Emma-Hoo.

»Willst du dem Teufel noch einen letzten Gruß bestellen?« höhnte der Goldene.

»Nein!« sagte Tokata.

»Dann stirb!«

Der Goldene redete nicht mehr. Er wollte die endgültige Entscheidung.

Für beide war auf der Welt kein Platz. Einer von ihnen war zuviel. Tokata nämlich.

Der Goldene stieß einen wilden Kampfschrei aus, hob den rechten Arm und hieb mit dem Schwert zu. Ein ungeheurer Schlag raste dem Samurai des Satans entgegen. Er würde ihn zerschmettern!

Wir hatten nicht nur den Samurai des Satans gesehen, sondern auch den Goldenen.

Der goldene Samurai hätte uns fast noch entdeckt. Im letzten Augenblick hatten wir uns verstecken können. Wenig später tauchte der Samurai in den Nebel ein. Wir blieben am Mann.

Der Nebel war wirklich ein Schutzpatron. Er deckte auch uns, so daß wir ziemlich nahe hinter dem Goldenen bleiben konnten. Das Tal wurde enger, und dann sahen wir den Eingang einer Höhle. Eigentlich nur daran zu erkennen, daß es dunkler wurde. Einen Lidschlag später mußten wir auch schon stoppen, weil der Goldene ebenfalls stehengeblieben war. »Was machen wir?« wisperte Suko mir ins Ohr.

»Ich wäre dafür, wenn wir uns etwas zurückziehen.« Da hatte mein Partner recht. Gingen wir in die Höhle, war unsere Bewegungsfreiheit sehr eingeengt. Deshalb war es besser, hier am Eingang zu bleiben und die Ereignisse abzuwarten. Spannung hatte uns erfaßt. Wir wußten, daß wir beide dicht vor dem Ziel standen, doch der verfluchte Nebel nahm uns die Sicht. Nur schemenhaft

konnten wir erkennen, was vor uns geschah.

Der goldene Samurai ging weiter. Noch ein paar Schritte. Seine Gestalt wurde immer diffuser, war schließlich nur noch ein Schemen, und dann stoppte der Goldene.

Was der Samurai tat, konnten wir nicht genau erkennen, aber wenig später hörten wir ihn sprechen.

Und wir vernahmen eine andere Stimme.

Tokatas Organ!

Er war also da. Die Entscheidung stand dicht bevor. Beide würden aufeinandertreffen, und wir konnten Zeuge eines gewaltigen Kampfes sein. Was wir uns nie zu träumen gewagt hatten, ging nun in Erfüllung.

Mein Gott... Wir hörten sie sprechen.

Und wir vernahmen, daß sie Feinde waren. Keiner würde auf den anderen Rücksicht nehmen, das war sicher.

Wenn nur nicht der Nebel gewesen wäre. Aber der blieb.

Dumpf klangen die Stimmen. Trotzdem hörten wir den Haß aus ihnen heraus. Ja, die beiden haßten sich bis aufs Blut. Daran hatten auch die vergangenen Jahrtausende nichts ändern können.

Mein Gesicht war angespannt. Wir standen hier dicht vor einer gewaltigen Entscheidung, die von einer unsagbaren Tragweite nicht nur für uns, sondern auch für die Mordliga sein konnte. Denn wenn Tokata verlor, dann hatte Dr. Tod ein starkes Glied seiner Kette weniger. Ich hoffte es wirklich. Der Goldene schien es geschafft zu haben. Denn er besaß, das hörte ich aus den Reden der beiden, Tokatas Schwert. So etwas war auch noch nie vorgekommen. Wahrscheinlich war der Samurai des Satans so besessen davon gewesen, den Fächer der Amaterasu an sich zu bringen, daß er nicht genug auf seine Waffe geachtet hatte.

Und wenn er waffenlos war, dann würde der andere leichtes Spiel haben.

Auch Suko war nicht mehr ruhig. Er stand wie eine angespannte Feder neben mir. Keiner der beiden ahnte, daß sie Zeugen ihres Gesprächs hatten, sie fühlten sich allein, und sie wollten es austragen. Hier und für alle Zeiten.

»Sollen wir eingreifen?« Die Stimme des Chinesen war nur ein Hauch.

»Nein!«

Dann schwiegen wir beide, denn der Kampf schien nun unvermeidlich zu sein.

Der Goldene fragte: »Willst du dem Teufel noch einen letzten Gruß bestellen?«

»Nein!« Das sagte Tokata.

»Dann stirb!«

Im nächsten Augenblick verschwand der Nebel wie ein Zauberspuk, und wir hatten freie Sicht...

Schwerter, Dolche, Eichenpfähle, Gemmen, magische Symbole, Silberkugeln – all die Dinge taten Tokata nichts. Er war dagegen resistent. Aber das Schwert des Goldenen würde ihn in zwei Hälften teilen, wenn es traf. Auch das wußte Tokata.

Als der Samurai zuschlug, da verschwand der Nebel von einem Moment zum anderen. Die Sicht wurde klar, nicht nur für die beiden heimlichen Beobachter, sondern auch für die Kämpfenden.

Mit ungeheurer Wucht sauste die Klinge auf den Samurai des Satans nieder. Tokata hätte keine Chance gehabt, diesem Treffer zu entgehen, aber diesmal sah es anders aus. Er besaß den Fächer!

In der rechten Hand hielt er ihn, und bevor die goldene Klinge Tokata spalten konnte, da riß er den Fächer hoch. Schwert und Fächer prallten zusammen!

Es gab ein hohes singendes Geräusch, ein Blitz sprühte auf, der sich in einer Zickzacklinie in die Höhe schraubte und gegen die obere

Wand der Höhlendecke stieß. Wie eine Fräse fraß er sich in das Gestein, ein paar Brocken fielen nach unten, sie trafen auch Tokata, aber das alles machte ihm nichts, er hatte den ersten Schlag abwehren können - und der Fächer hielt. Ihn schaffte selbst der Goldene mit seiner gewaltigen Kraft nicht. Der Fächer hatte nichts von seiner Wirkung verloren. Die Jahrtausende waren spurlos an ihm vorübergegangen. Und diese Tatsache gab dem Samurai des Satans Auftrieb. Er lachte wild, sah das Schwert zum zweitenmal auf sich zurasen und parierte auch diesen Schlag.

Wieder fuhr ein Blitz hoch und löste Gestein von der Decke, das als kleine Lawine nach unten prasselte. Dann schnellte Tokata in die Höhe.

Auch wenn er seine eigene Waffe nicht besaß, so leicht wollte er nicht aufgeben.

Seinen rechten Arm bewegte er wild hin und her. Er machte die Bewegungen seines Gegners mit, denn der andere schlug jetzt nicht zu, sondern fintierte.

Er wollte Tokata treffen, wartete, daß er sich eine Blöße gab, aber der Samurai des Satans war schlau und geschickt. Er hielt seinen Fächer so, daß die Treffer nur ihn trafen. Der Samurai des Satans war wirklich schnell. Und obwohl er nur einen Arm hatte, stand er dem anderen an Behendigkeit in nichts nach. Ein gewaltiger Sprung zur Seite. Dabei stieß Tokata ein dröhnendes Lachen aus, denn der Streich seines Gegners verfehlte ihn. Dafür gelang Tokatas Plan. Durch den letzten Sprung hatte er sich dicht in die Nähe seines eigenen Schwertes gebracht, das nach wie vor am Boden lag.

Nicht mehr lange. Tokata bückte sich gedankenschnell. Bevor sein Gegner ein zweites Mal zuschlagen konnte, schleuderte der Samurai des Satans den schützenden Fächer weg und hob statt dessen sein eigenes Schwert auf. Jetzt war auch er bewaffnet.

Der Fächer aber schlug einen hohen Bogen und flog über dem Kopf

des Goldenen hinweg. Der wollte ihn mit seiner linken Hand noch schnappen, doch die Finger griffen vorbei. Tokata lachte dröhnend.

»Jetzt sind die Chancen etwas gleicher!« brüllte er und schwang sein Schwert. »Noch hast du nicht gewonnen, noch nicht...«

Zuerst erschrakten wir beide, als der Nebel so urplötzlich verschwand.

Dann aber stellten wir fest, daß sich beide Gegner nicht darum kümmerten, was hinter ihnen geschah. Sie waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, so daß wir zuschauen konnten. Wieder einmal wurde uns bewußt, welch ein Kämpfer Tokata war. Obwohl er nicht bewaffnet war und nur den Fächer hatte, gelang es ihm, die Schläge des anderen abzuwehren. Und die kamen hageldicht. Der Goldene war wirklich ein Meister in der Beherrschung seiner Klinge. Ich selbst hatte schon gegen Dämonen im Schwertkampf gestanden, aber ob ich den goldenen Samurai geschafft hätte, das war wirklich mehr als fraglich. Tokata wehrte ab, was kam.

Er war geschmeidig, wich aus, und dem Goldenen gelang kein entscheidender Treffer.

Wir fieberten mit. Himmel, so einen Kampf hatten wir wohl beide noch nie in unserem Leben erlebt, und ich fragte mich, wie er enden würde.

Dann tat Tokata etwas, das uns wirklich in Erstaunen versetzte. Er gab seine einzige Abwehrwaffe, die er besaß, aus der Hand. Für Suko und mich völlig unverständlich, schleuderte er den eben gefundenen Fächer im hohen Bogen zur Seite. Der Goldene machte zwar noch Anstrengungen, ihn zu schnappen, doch seine Finger griffen vorbei. Und Tokata war seine Abwehrwaffe los. »Dieser Idiot...« Ich wollte es flüstern, konnte es aber nicht aussprechen, denn jetzt sahen wir, daß Tokata zu einem raffinierten Trick gegriffen hatte. Er hatte durch seinen Wurf den Goldenen für einen Moment

abgelenkt. Der Samurai gab nicht acht, und so gelang es Tokata, sich gedankenschnell zu bücken und sein Schwert an sich zu reißen. Damit hatte der andere nicht gerechnet.

Einen Lidschlag später begann ein Kampf, den Suko und ich nie in unserem Leben vergessen würden. Zwei Giganten der Magie prallten aufeinander, und nur einer konnte gewinnen. Wer würde es sein?

»Das ist doch nicht möglich!« flüsterte Kamosana und wiederholte den Satz mehrmals.

Gagosa, der Oberaufseher, ansonsten immer mit dem Mund ziemlich vorn, war ebenfalls sprachlos. Das hatte er auch noch nicht erlebt. Daran hatte er selbst in seinen kühnsten Träumen nicht gedacht, aber es half kein Reden und langes Lamentieren, sie mußten sich mit den Gegebenheiten abfinden. Obwohl sich der Wintertag bereits seinem Ende zuneigte, konnten sie noch alles gut erkennen. Vor dem Zuchthaus hatten sich die Mutationen versammelt.

Riesenhunde, Riesenkatzen und drei Menschen, wobei man sich fragen mußte, ob es sich wirklich um Menschen handelte. Kamosana ließ zwei Ferngläser holen. Die Aufgabe übernahm Gagosa. Er war schnell wieder zurück, und beide Männer preßten die Gläser gegen die Augen.

Sie vergrößerten gut. Der Zuchthausdirektor hatte das Gefühl, die Monster mit der Hand greifen zu können, so nahe holte sie das Glas heran.

Zuerst sah er den Hund. Eine gewaltige Dogge, so groß wie ein Mensch, mit einem Gebiß, das einem Menschen alle Furcht der Hölle einjagen konnte. Der monströse Köter hatte seine Schnauze offen. Gelblich schimmernder Geifer rann über die untere Zahnreihe und tropfte von dort aus zu Boden. Der Hund bewegte sich langsam und lautlos, Er schritt über die Straße, die nicht nur zum Zuchthaus führte, sondern auch zum Hafen, wo die Schiffe anlegten.

Diesmal jedoch nahm er den Weg zum Zuchthaus, der Hafen interessierte ihn und die anderen nicht.

Ihm folgte eine Katze. Etwas kleiner als die Dogge, aber immer noch groß und furchteinflößend genug, so daß dem Direktor ein Schauer über den Rücken lief.

Pechschwarz war die Katze. Sie öffnete ihr Maul, und Kamosana sah die spitzen Zähne. Mit ihnen hatte sie früher Mäuse gerissen, heute würden es Menschen sein. Und Menschen befanden sich zwischen den Tieren.

Kamosana drehte sein Glas etwas, so daß er sich eine der Personen vor das Glas holen konnte.

Es war ein Mann, wie auch die beiden anderen. Sie sahen an sich völlig normal aus, wenn da nicht einige Kleinigkeiten sehr gestört hätten. Sie bewegten sich sehr seltsam. Staksig, roboterhaft, als würden sie von einer unsichtbaren Kraft vorangeschoben. Die Lippen des beobachtenden Zuchthausdirektors zuckten. Seine Wangenknochen sprangen hervor. Dünn spannte sich die fahle Gesichtshaut darüber.

Als er das Glas sinken ließ, zitterten seine Hände. Die Zunge fuhr über die Lippen, auf seiner Stirn lag ein dünner Schweißfilm. Er wandte den Kopf und schaute Gagosa an. Der hatte die Bewegung seines Chefs bemerkt. Auch er ließ das Glas sinken.

»Haben Sie schon mal was von Zombies gehört?« fragte der Zuchthauschef mit erstickter Stimme.

»Ja.«

»Und was halten Sie von den drei Männern?«

»Das könnten welche sein.«

»O nein, das könnten nicht nur welche sein, das sind sogar welche. Glauben Sie mir. Wir haben es hier mit lebenden Leichen zu tun. Und die gibt es, verdammt noch mal, nicht nur im Kino. Zombies und Monstertiere. Verflucht, welch eine Mischung« Gagosa schwieg. Er

wußte auch nicht, was er sagen sollte. Trost konnte er wirklich nicht spenden, da mußte sein Boß allein durch. Der trug die Verantwortung.

Über Funk standen die beiden Männer mit dem anderen Wachpersonal in Kontakt.

Die Wärter saßen überall verteilt. An den strategisch wichtigen Punkten hockten sie mit schußbereiten Waffen und warteten nur auf den Schießbefehl.

So etwas war Hunderte von Malen durchexerziert worden. Man nahm dabei den Ernstfall, einen Ausbruch, an. Allerdings war noch nie jemand ausgebrochen.

Auf Kamosana lag die Last der Verantwortung. Gagosa konnte ihm nur zur Seite stehen, die Befehle gab er.

»Wie ist das nur möglich?« flüsterte der Zuchthausdirektor.

»Verdammt, ich stelle mir schon laufend die Frage.«

»Keine Ahnung, Chef.«

»Die alten Legenden«, murmelte Kamosana.

Und Gagosa meinte: »So langsam glaube ich auch daran. Aber darin wird nichts von Monstertieren erzählt oder lebenden Leichen, wie wir sie hier vor uns haben.«

»Wir haben doch selbst schuld«, sagte der Zuchthausboß leise.

»Wir hätten die Insel so lassen sollen, wie sie war. Aber was haben wir aus ihr gemacht? Zuerst wurden Häuser gebaut, dann verließ man sie wieder, jetzt verrotten sie, und ein Zuchthaus wurde auf die Insel gestellt. Hinzu kam das Schlimmste, die gewaltige Müllkippe. Die Insel besteht nur noch aus Müll. Aus Abfall und aus zweibeinigem Müll, wobei wir um keinen Deut besser sind als die Gefangenen in ihren Zellen.«

»Ich sehe das anders, Chef«, erklärte Gagosa. »Der Fortschritt ist nun mal nicht aufzuhalten. Wir können doch nicht dort stehenbleiben, wo wir schon vor hundert Jahren waren.«

»Fortschritt ja, aber nicht um jeden Preis«, erwiderte der Zuchthausdirektor.

»Sind Sie ein Öko-Freak Chef?«

»Das hat damit nichts zu tun. Ich setze nur meinen gesunden Menschenverstand ein. Der sagt mir, daß es so nicht weitergeht, die ersten Folgen sehen wir hier.«

»Sie sind übrigens bald am Tor«, meldete Gagosa, der wieder sein Glas vor beide Augen hielt.

»Wo?«

»Da, rechts. Jetzt können Sie wieder den verdammten Köter erkennen, Chef.«

Kamosana schaute durch die Optik. Gagosa hatte ihn nicht belogen. Der Riesenhund stand tatsächlich nur noch ein paar Schritte von dem elektrisch aufgeladenen Gitter entfernt. »Wenn er doch weitergehen würde!« flüsterte der Oberaufseher. »Verdammt, geh weiter, dann wirst du verbrannt, du Bestie.« Er lachte leise. Seine Lippen zuckten.

Kamosana sagte nichts. Seine Hand fuhr in die Tasche und holte das Sprechgerät hervor. Er stellte es auf Empfang, führte es an den Mund und sprach in die Rillen.

»A 1 an alle. A 1 an alle. Bereitmachen zum Feuern! Aber erst meinen Befehl abwarten.«

»Verstanden!« quäkte es zurück.

Mit dieser Botschaft waren vor allen Dingen die Männer auf den beiden Betontürmen gemeint. Sie saßen dort durch Stahlplatten gedeckt mit schußbereiten Schnellfeuergewehren. Und sie würden treffen, wenn der Schießbefehl sie erreichte. »Durch den Kopf!« flüsterte Gagosa. »Wir müssen sie nur durch den Schädel schießen, dann werden sie erledigt. Bei der Ratte haben wir es ja gesehen!«

Kamosana antwortete nicht. Er nickte nur geistesabwesend und beobachtete durch sein Glas weiter.

Irgendwie schienen die Monster die Gefahr zu wittern, die auf sie

lauerte. Sie zögerten nämlich, an das Tor heranzutreten.

Elektrischer Strom erzeugt Schwingungen. Auch sehr sensible Menschen können diese Schwingungen wahrnehmen. Diese Höllengeschöpfe merkten sie ganz sicherlich.

Sie standen dicht beisammen. Auch die drei Zombies waren unter ihnen.

Sie konnten nicht auf der Stelle stehen, denn sie schwankten von einer Seite zur anderen. »Wie Besoffene«, gab Gagosa seinen Kommentar und stieß ein hohles Kichern aus. Er war ein gewalttätiger Mensch.

Kamosana warf ihm einen schrägen Blick zu. Dieser Kerl fieberte der Auseinandersetzung regelrecht entgegen. Er wollte die Eskalation, nur so konnte er seine im Zuchthaus aufgestauten Frustrationen richtig loswerden.

Die Zombies versuchten es zuerst. Hatten die mutierten Tiere noch so etwas wie Instinkt, so ließen sich die lebenden Leichen von ihrem Vorwärtsdrang einfach nicht abbringen. Auch das Tor stellte für sie kein Hindernis dar.

Die lebenden Leichen hielten sich hinter den mutierten Tieren auf. Sie mußten sich erst an ihnen vorbeidrängen, um ihr Ziel zu erreichen. Das machten sie auch, und die anderen ließen sie gewähren. Mit eckigen Bewegungen schafften sie sich den Platz, den sie brauchten.

Gagosa lachte wieder hämisch. »Chef, gleich geht es los. Die Vollidioten rennen genau gegen den Zaun.« Er schlug klatschend in die Hände, als hätte er eine diebische Freude an dem Geschehen vor dem Zuchthaus.

Der erste hatte es geschafft. Er war auch der kräftigste unter den drei Zombies. Sein Kopf befand sich in Höhe der Doggenschnauze, als er an dem Hund vorbeistrich. Noch zwei Schritte.

Er überwand die Distanz torkelnd. Beide Arme hatte er

ausgestreckt, die Hände waren gespreizt. Wenig später schlossen sie sich um die Gitterstäbe. »Jetzt«, lachte Gagosa, »jetzt...« Da griff der Zombie zu.

Den Bruchteil einer Sekunde geschah nichts. Die Spannung schien zu gefrieren. Dann aber reagierte der elektrisch aufgeladene Zaun. Mehrere tausend Volt Spannung und eine entsprechende Stromstärke waren wie ein glühender Ofen. Etwas funkte auf, ein Blitz erfaßte den Untoten und hüllte ihn wie eine silberne Aura ein. Die Männer hörten keinen Schrei, der Zombie starb lautlos.

Er hielt noch immer die beiden Stäbe fest. Seine Hände schienen angeleimt zu sein. Er bog seinen Oberkörper durch, den Kopf hatte er in den Nacken gelegt, und allmählich färbte sich seine Gestalt schwarz. Der Zombie verkohlte...

Irgendwann ließ er die Stäbe los. Als schwarzes Bündel sackte er zusammen und blieb vor dem Tor liegen. Gagosa lachte. »Das war's!« rief er und klatschte wieder in seine Hände. »Verflucht, das war's!«

Kamosana sagte nichts. Er beobachtete stumm weiter. Vielleicht war er noch ein wenig blasser geworden als zuvor, denn nun hatten sich auch die beiden anderen einen Weg gebahnt. Das Schicksal ihres Artgenossen hielt sie nicht davon ab, die gleiche Strecke zu gehen. Sie waren Selbstmörder. Und sie überwandten die Distanz. Dabei traten sie noch in die schwarze Asche ihres Vorgängers, dann griffen sie gleichzeitig nach den Gitterstäben.

Wieder wurden sie von der elektrischen Ladung voll getroffen. Zwei Zombies hingen fest, krümmten sich, trampelten sogar dabei, wurden schwarz und verkohlten. So blieben sie liegen.

»Das ist ja gut«, sagte Gagosa. »Noch besser, als ich dachte. So schafft man sich lebende Tote vom Hals. Herrlich. Jetzt nur noch die Bestien, dann brauchen wir nicht einmal einen Schuß abzufeuern und haben es so geschafft.«

Aber die Mutationen dachten nicht daran, dem Oberaufseher den Gefallen zu tun. Sie waren gewarnt worden, und es gab erste Anzeichen dafür, daß sie gar nichts versuchen würden, sondern sich dorthin zurückzogen, wo sie hergekommen waren. Die Dogge machte den Anfang.

Sie schlenkerte ihren Kopf, riß dabei noch ihren Rachen auf und drehte sich um.

»Chef«, sagte Gagosas in diesem Augenblick, »wir müssen jetzt handeln, sonst verkriechen die sich irgendwo!«

»Ja, ja«, murmelte Kamosana.

Er tat allerdings nichts. Gagosas Gesicht verzerrte sich. Er sah seine Felle davonschwimmen. Irgend etwas mußte seinen Boß schon die ganze Zeit über stören. Er war in Gedanken versunken. »Chef, wir müssen schießen!«

Da erst ließ Kamosana das Glas sinken. Er hatte die Stirn gerunzelt, als würde er sich mit schweren Gedanken beschäftigen. Das Sprechgerät hielt er noch in der Hand. Dann gab er den Befehl.

»Feuern! Schießen Sie auf alles, was sich vor dem Tor bewegt. Rottet die Brut aus!« Er hatte sich überhaupt nicht vorschriftsmäßig gemeldet, aber die Männer wußten auch so Bescheid.

Gewehre flogen hoch. Mündungen schauten aus den Schießscharten und über die Brüstungen an den Türmen. Die Männer senkten die Waffen und nahmen ihre Ziele ins Visier. Gagosas Hände öffneten und schlossen sich. Er war nervös und erregt.

»Gehen Sie schon!« sagte Kamosana. »Ich sehe es Ihnen an, daß Sie mitmischen wollen.«

»Und wie, Chef!«

Die Antwort drang über seine Lippen, als er bereits an der Tür stand und sie aufzog. Als er aus dem Büro stürmte, da krachten die ersten Schüsse.

Mündungslichter erschienen und verschwanden ebenso schnell

wieder.

Das Krachen der Waffen hörte sich an wie ein Gewitter. Salven knatterten und fanden ihre Ziele. Auf die Köpfe halten! lautete der Befehl.

Die Mutationen mußten vernichtet werden.

Während Kamosana durch das Glas zuschaute, wie die Bleigeschosse in die Körper hieben, fragte er sich, ob er richtig gehandelt hatte. War es wirklich nötig gewesen, diese Tiere zu vernichten? Hätte man sie nicht lieber nur betäuben können, um sie anschließend einzufangen, damit sich Wissenschaftler mit ihnen beschäftigen konnten?

Vielleicht, aber er hatte nicht anders handeln können. Diese Tiere waren eine Gefahr. Sie griffen auch Menschen an, was die Attacke der Ratte deutlich genug bewiesen hatte. Also mußte man entsprechend reagieren.

Die Mutationen brachen im Feuer zusammen. Die Aufpasser konnten mit ihren Waffen umgehen. Auch als es einer Katze gelang, mit weiten Sätzen zu fliehen, wurde sie von den Kugeln eingeholt.

Gagosa hatte geschossen, und er nahm sie eiskalt aufs Korn. Die schweren Geschosse zerschmetterten den Kopf der mutierten Katze.

Es war die letzte. Jetzt lagen alle Tiere erledigt am Boden, und Kamosana gab den Männern den Befehl, das Feuer einzustellen. Auch Gagosa ließ sein Schnellfeuergewehr sinken. Sein Gesicht zeigte einen zufriedenen Ausdruck. Er hatte es mal wieder geschafft. Die Bestien waren ausgeschaltet. Das Bild, das sich dem Betrachter bot, war schaurig. Die Riesentiere lagen vor dem Eingang des Zuchthauses in ihrem Blut.

Gagosa ging wieder zu seinem Chef zurück. »Alles erledigt«, meldete er, »wir haben es geschafft.«

Kamosana schaute den Mann nachdenklich an. »Ja, Gagosa, wir haben es geschafft.« Mehr sagte er nicht, und sein Mitarbeiter

schaute ihn nur verwundert an.

Der Kampf der Giganten!

Tokata, der Samurai des Satans, gegen den goldenen Samurai! Zwei Todfeinde standen sich gegenüber, und wir waren Zeuge dieser Auseinandersetzung.

Es war ganz natürlich, daß uns die Spannung uns in ihren Klauen hielt.

Ob die beiden uns gesehen hatten, wußte ich nicht, und wenn, dann waren wir sicherlich für sie nicht wichtig. Derjenige, der übrigblieb, würde sich bestimmt nach dem Kampf mit uns beschäftigen.

Ich warf einen Blick zur Seite, um mich zu vergewissern, daß ich mich zuvor nicht getäuscht hatte. Es stimmte tatsächlich.

Der von Tokata geschleuderte heilige Fächer lag in unserer Nähe, höchstens drei Schritte von mir entfernt. Wenn das kein Zeichen war...

Als ich mich bewegte, wurde auch Suko aufmerksam. »Wo willst du hin?« flüsterte er.

»Den Fächer!«

Der Chinese sah ihn und nickte. Das war natürlich die große Chance. Ich ließ sie mir nicht entgehen. Die Distanz war schnell überwunden. Dann streckte ich meinen rechten Arm aus und fühlte den Fächer zwischen meinen Fingern. So, jetzt ging es mir besser!

»Glück muß man haben«, meinte Suko und grinste dabei.

Ich hob die Schultern. »Es wird sich noch herausstellen, ob wir hier von Glück sprechen können.«

Dann schwiegen wir, denn gemeinsam ließen wir uns von der Faszination des Kampfes einfangen. Die Schwerter klirrten gegeneinander.

Das in der Jigoku geschmiedete von Tokata und das Schwert des Goldenen.

Obwohl Tokata nur noch den rechten Arm hatte, zeigte seine Kampftechnik eine geschliffene Brillanz. Er war wendig, schnell und wich den Schlägen des anderen immer geschickt aus, wobei er nicht einmal seine Balance verlor, denn für einen Einarmigen ist es schwer, das Gleichgewicht zu halten, gerade wenn er sich schnell bewegen muß.

Immer wieder prallten die Schwerter aufeinander. Aber nicht nur das helle, singende Geräusch entstand dabei, sondern auch lange Funkschlangen stoben in die Höhe, wenn die magischen Waffen gegeneinander klirrten. Jeder legte alles in den Kampf, was er hatte.

Längst befanden sich die beiden Kämpfer nicht mehr in der Höhle, sie fighteten vor dem Eingang, und manch harte Attacke wurde mit wilden Schreien begleitet. Wir beobachteten genau, und wir stellten beide fest, daß der Goldene mehr Kraft besaß als sein Gegner. Zudem hielt er sein Schwert mit beiden Händen fest, so daß seine Hiebe mit ungeheurer Wucht geführt wurden.

Sie hämmerten auf den anderen ein, und Tokata wehrte nicht jedesmal ab, sondern wich hin und wieder aus. Artisten konnten sich nicht besser bewegen. Die beiden Gegner umtanzten sich wie im Ballett. Bisher war es noch keinem gelungen, den anderen zu treffen.

Tokata als auch der Goldene blockten die Schläge immer wieder geschickt ab.

»Unwahrscheinlich«, flüsterte Suko. Er hatte seine Hände geballt. In den Augen stand ein gewisser Glanz.

Ich gab ihm recht. »Die sind noch besser als Destero.«

»Klar, gegen den hast du ja auch gewonnen.«

»Halt dich zurück, sonst fordere ich dich zum Duell mit Wattebällchen.«

»Ach ja, aber wirf nicht zu fest.«

Ich antwortete ihm nicht. Wir konzentrierten uns wieder auf den Kampf der Giganten.

Der goldene Samurai war in seinem Vorwärtsdrang einfach nicht mehr aufzuhalten. Er schlug jetzt wie eine Maschine, die man aufgezogen hatte. Hageldicht kamen seine Hiebe. Links, rechts - rechts, links. Tokata konnte nur abwehren und zurückgehen.

Er wurde weiter in die Defensive gedrängt, und sein Gegner begleitete die Schläge mit wilden Schreien. Er wollte gewinnen, er würde gewinnen. Tokata sollte vernichtet werden. Die Tatsache, daß der Samurai des Satans nur einen Arm hatte, stellte sich mit Fortdauer des Kampfes doch als großes Handikap heraus. Er konnte die Schläge zwar noch abwehren, aber es war vorauszusehen, wann er den ersten Treffer kassieren würde. Jetzt duckte er sich, und ein rund geschlagener Hieb pfiffüber seinen Schädel hinweg. Für den Bruchteil einer Sekunde war der Goldene deckungslos. Tokata hatte seine Chance. Und er stach zu.

Die Klinge kam von unten. Sie hätte den Körper des Goldenen schräg getroffen.

Hätte, wohlgemerkt. Doch der Goldene war ebenfalls schnell. Er drehte sich zur Seite, und die Klinge streifte ihn nicht einmal. Um Fingerbreite fuhr sie an seiner Hüfte vorbei, und als sich der Goldene abermals drehte, riß er sein Schwert schon wieder hoch und ließ es nach unten sausen. »Jetzt passiert es«, keuchte Suko.

Mein Partner hatte recht. Mit ungeheurer Wucht traf die goldene Klinge Tokatas Schwert. Dieser Hieb war so hart und kräftig, daß der Samurai des Satans ihm nichts entgegenzusetzen hatte. Die Aufprallwucht riß ihm die eigene Waffe aus der Hand. Er wollte noch nachfassen, doch sein Griff fehlte, und das Schwert klirrte auf den glatten schwarzen Boden, wo es liegenblieb. Zum zweitenmal hatte Tokata seine Waffe verloren, und der goldene, einmal gewarnt, schleuderte sie mit einem Tritt so weit fort, daß Tokata nicht mehr an sie herankamte. »Jetzt bin ich mal gespannt«, hauchte ich. Wir hatten einen Sieger. Der goldene Samurai.

Irgendwie mußte ich es erst verdauen und richtig begreifen, daß Tokata nicht gewonnen hatte, aber es war eine nicht zu leugnende Tatsache.

Der andere hatte ihn besiegt. »Wie geht es jetzt weiter?« fragte Suko.

»Tokata wird getötet.«

»Glaube ich auch.« Gelächter!

Höhnisch, triumphierend, grausam - so hallte es durch die Schlucht auf der Insel des Schweigens. Es war wie ein Donnern, ein gewaltiges Hallen, und es wurde als schauriges Echo von den Wänden zurückgeworfen und schmetterte in unsere Ohren. Der Sieger demütigte den Verlierer!

Was mußte das für ein Gefühl sein! Tokata war es gewohnt, immer zu gewinnen, jetzt stand er auf der Verliererseite, und wir waren sicher, daß er sterben würde. Der Goldene würde kein Erbarmen kennen.

»Du hast verloren!« rief der Goldene. »Du hast endgültig verloren. Du wolltest eine Entscheidung, du hast sie bekommen. Wie damals, vor langer, langer Zeit, hast du es auch jetzt nicht geschafft, mich zu besiegen, und diesmal ist auch Emma-Hoo nicht da, der dir hilft, denn du hast dich einem anderen zugewandt, für den und an dessen Seite du kämpfen wolltest. Nur eins hast du nicht bedacht. Was ist ein Solo Morasso gegen Emma-Hoo? Ein Nichts, ein kläffender Köter, und in dessen Dienste hast du dich gestellt. Die Insel des Schweigens wird zu deinem Grab werden, Tokata!« Als er diese Worte sprach, senkte er seinen Arm und deutete mit der Spitze der Klinge auf den Samurai des Satans.

»Willst du mich töten?« fragte Tokata.

»Ja!«

»Und wie?«

»Das muß ich mir noch überlegen, aber erst einmal werde ich dir

die Maske abnehmen. Sie hat mich immer gestört. Du versteckst dein Gesicht, doch ich will dich ansehen, wenn ich dich in den Tod schicke.«

Er lachte laut.

»Eine Überraschung jagt die andere«, flüsterte ich. »Jetzt bekommen wir auch noch sein Gesicht zu sehen.«

»Das ist bestimmt die Würze in jeder Schönheitskonkurrenz«, erwiderte Suko.

Der Goldene hob sein Schwert leicht an. Mit der Spitze fuhr er über die Maske. Er teilte sie vorn im Gesicht in zwei Hälften. Sie fiel ab.

Zum Glück stand Tokata in einem günstigen Blickwinkel zu uns. Auch wir konnten sein Gesicht sehen. Es war der absolute Horror!

Wir hatten instinktiv mit einer Skelettfratze gerechnet, doch das traf nicht zu. Selbst aus unserer Entfernung war zu erkennen, daß sein Gesicht aus einer dunkelblauen Masse bestand, die weich anlag. Es gab keine Nase, keine Ohren, nur zwei Augen, die seltsam dunkel schimmerten, und wir sahen tatsächlich einige hervorstehende Knochen. Und zwar an den Wangen, denn dort war die Haut gerissen, so daß das Knochengerüst zum Vorschein kam.

In der Mitte des Gesichts mußte sich allerdings ein Spalt befinden, denn aus ihm quoll ein dünner Rauchfaden, der erst hochgetrieben und dann zerfaserte. So also sah Tokatas Gesicht aus!

»Ich könnte dir den Kopf abschlagen«, sprach der Goldene, »aber du hast trotz allem ehrenvoll gekämpft. So sollst du auch ehrenvoll sterben, wie es die Art eines Samurais ist. Du wirst dich selbst töten, und zwar durch Harakiri!« Suko und ich waren geschockt. Nie hätten wir gedacht, daß es noch eine Steigerung geben würde, aber es gab sie tatsächlich.

Tokata wurde nicht getötet, er sollte sich selbst umbringen. Würde er auf diesen Vorschlag eingehen? Sekundenlang schwieg der

Samurai des Satans. Auch er mußte sich erst an die neue Situation gewöhnen. Dann aber sagte er mit dumpfer Stimme: »Ich habe keine Waffe, mit der ich mich töten könnte.«

Da lachte der Goldene. »Du suchst einen Ausweg, Tokata. Aber du hast dich geirrt. Du bekommst von mir eine Waffe. Nimm meinen Dolch und töte dich damit!«

Jetzt war es heraus. Wir schluckten beide.

»Das darf doch nicht wahr sein«, hauchte Suko. »Sag mir, daß ich träume.«

»Nein, du träumst nicht!«

Während wir diesen kurzen Dialog führten, hatte der goldene Samurai an seinen Gürtel gegriffen und legte nun eine Hand auf den Griff des Dolches. Die Schwertspitze blieb dabei dicht vor Tokatas Gesicht, so daß sich dieser hüten würde, auch nur eine falsche Bewegung zu machen. Der Goldene riß den Dolch hervor.

Es war eine prächtige Waffe, mit langer, leicht gebogener Klinge. Auch sie schimmerte golden wie das Schwert. Der Samurai drehte den Dolch, so daß die Spitze nicht auf ihn, sondern auf Tokata zeigte. »Nimm ihn!«

Atemlose Stille lag über der Schlucht. Die Luft schien mit Elektrizität angefüllt zu sein. Würde Tokata sich jetzt noch wehren? Würde er alles auf eine Karte setzen?

Sein rechter Arm schwang vor. Die Finger öffneten sich, und er tastete nach der Waffe.

Dann hielt er sie in der Hand.

»Und jetzt stoß sie dir in den Leib!« befahl der goldene Samurai.

Harakiri!

Himmel, was wußte ich über diese alte Tradition? Wenig genug. Ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Der Dolch mußte in den Bauch gestoßen werden, denn der Bauch galt in Japan als Kern des menschlichen Wesens. In ihm lagerten der Geist, der Wille und die

Gefühle. Und der Samurai mußte notfalls bereit sein, seine Echtheit dadurch zu beweisen, daß er diesen Kern enthüllte.

Würde Tokata darauf eingehen und den ehrenvollen Tod einem schmachvollen vorziehen? Wir wußten es nicht... Sekunden vergingen.

Noch intensiver, noch stärker wurde die Spannung. Daß auch wir uns in Gefahr befanden, hatten wir längst vergessen. Unsere Blicke und Gedanken waren einzig und allein auf Tokata fixiert.

»Jetzt töte dich!« befahl der Goldene. »Genau nach der alten Zeremonie der Samurais. Du wirst sie noch kennen!«

Tokata hob den Kopf. Für den Bruchteil einer Sekunde traf sein Blick den des Todfeindes. Der Samurai des Satans kniete sich nicht hin, er blieb stehen, schielte auf das ihn bedrohende Schwert und nickte dann.

»Ja, ich werde mich töten«, sagte er. »Ich stoße mir den Dolch in den Leib. Aber glaub nur nicht, daß du gewonnen hast, Goldener. Mein Geist wird von Emma-Hoo aufgefangen und weiterleben.«

Es waren seine letzten Worte, dann stieß Tokata zu!

Er schaute dabei nicht auf den Dolch, wie es die ehrenvollen Samurais taten, sondern blickte dem Goldenen ins Gesicht, aber er drückte sich die Klinge unterhalb der Taille bis zum Heft in den Leib, zog den Dolch langsam quer zur rechten Seite hinüber, drehte ihn in der Wunde und riß ihn dann nach oben. Was zahlreiche Waffen nicht geschafft hatten, das brachte der Dolch des Goldenen fertig. Er tötete Tokata.

Wir sahen eine dicke blaue Flüssigkeit aus der Wunde strömen. Sie floß über Tokatas Hand und auch über den Griff des Dolches. Noch stand der Samurai des Satans, aber wir sahen beide, wie er wankte.

Zuerst schwankte er nach links, dann nach rechts. Mit einer wahrlich übernatürlichen Kraft hielt er sich noch auf den Beinen, bis

er nicht mehr konnte und in die Knie brach. In einem letzten aufflackernden Lebenswillen zog er den Dolch aus dem Leib hervor, und es schien, als wollte er ihm den Goldenen in den Leib stoßen, um ihn ebenfalls zu vernichten. Das wußte auch der andere.

Sein Schwert hielt er noch in der Hand. Er brauchte es nur zu drehen und zuzuschlagen.

Die goldene Klinge sauste nach unten.

Der Samurai hatte nicht einmal viel Wucht in den Hieb gelegt, aber mit einem Schlag trennte er Tokatas Schädel vom Rumpf.

Der Kopf fiel zu Boden, rollte noch ein Stück und blieb liegen. Genau so, daß uns die kalten, leblosen Augen anstarrten. Die Schlucht auf der Insel des Schweigens hatte ihr letztes Drama erlebt.

Tokata, der Samurai des Satans, war tot!

Und Solo Morasso, alias Dr. Tod, hatte somit ein Mitglied seiner Mordliga verloren!

Das mußten wir erst verdauen. Was hatte uns Tokata für Ärger und Schwierigkeiten bereitet! Und nun lebte er nicht mehr. Er war ausgelöscht worden, nicht durch uns, sondern durch einen anderen, der mit ihm eine uralte Rechnung zu begleichen hatte. Tokatas Todesspur hatte ihr Ende erreicht. Sekundenlang schaute der Goldene auf seinen Gegner. »Emma-Hoo hat verloren«, sagte er, und aus seinem Mund drang ein wilder, triumphierender Schrei, der urplötzlich abbrach, als sich der goldene Samurai umdrehte und uns anschaute. Er hatte uns längst entdeckt. Er wußte, daß wir Zeugen des Kampfes gewesen waren. Nun stand er gegen uns.

Als Feind? Genau wußten wir das nicht, denn der Goldene bekämpfte die Hölle ebenso wie wir.

Bis jetzt hatten wir am Boden gekauert. Nun erhoben wir uns. Meine Glieder waren steif geworden. Ich ließ den Goldenen keinen Augenblick aus den Augen und hielt den heiligen Fächer fest. Unsere

Blicke trafen sich.

»Du hast etwas, was mir gehört«, sagte der Goldene und deutete mit seinem Schwert auf mich. »Ich werde euch beide töten, wenn ich nicht das bekomme, was mir zusteht. Gebt mir den Fächer!«

Ich warf Suko einen raschen Blick zu. Sollten wir? Sollten wir nicht? Aber was konnten wir mit dem Fächer anfangen? Wahrscheinlich nichts. Es lohnte sich nicht, für ihn zu kämpfen und zu sterben.

Ich nickte. »Du kannst ihn haben, Goldener. Wir wollen auch nicht mit dir kämpfen, aber wir machen zur Bedingung, daß deine Diener die Menschen in Ruhe lassen.«

»Sofern sie auf meiner Seite stehen«, erwiderte der goldene Samurai. »Wenn sie gegen mich sind, werde ich sie töten. Vielleicht werden sich unsere Wege noch einmal kreuzen, und dann wünsche ich euch, daß ihr auch auf meiner Seite steht!« Das waren keine leeren Worte, beileibe nicht. Wir hatten erkannt, wie kampfstark dieser Samurai war. Auch wir würden gegen ihn kaum eine Chance haben.

»Hier ist der Fächer«, sagte ich mit kratziger Stimme und übergab dem Samurai die Abwehrwaffe.

Er nahm sie an sich und erwiderte: »Denkt an meine Worte. Werdet nie meine Feinde, denn euer Tod würde schrecklich sein.« Dann drehte er sich um und ging davon. Wir waren allein in der Schlucht. Allein mit einem Toten. Minutenlang blieben wir auf dem Fleck stehen und schauten uns Tokatas Torso an. Sein Tod war gleichzeitig eine große Niederlage der Mordliga. Und ich war nicht böse darum, daß wir es nicht geschafft hatten, ihn zu töten. Hauptsache, er lebte nicht mehr.

»Komm«, sagte ich zu Suko. »Laß seine Knochen in dieser Schlucht bleichen. Wir haben andere Dinge zu erledigen.«

»Dann packen wir es an!«

Kamosana berichtete uns, was sich inzwischen ereignet hatte. Ich machte den Vorschlag, die unmittelbare Umgebung des Zuchthauses durchsuchen zu lassen.

Ein Dutzend Männer schwärmte aus. Sie durchstöberten die Hochhäuser. Mutierte Tiere fanden sie ebensowenig wie Zombies.

Der Zuchthausdirektor suchte verzweifelt nach einer Erklärung. Ich hätte sie vielleicht geben können, aber ich hielt mich zurück.

So rasch wie möglich wollte ich die Insel des Schweigens verlassen.

Was mit ihr geschah und ob alles beim alten blieb, das war nun wirklich nicht unsere Angelegenheit. Darum sollten sich die japanischen Behörden kümmern. Unsere Arbeit war getan. Wir erreichten Taira über Funk. Schon wenig später landete er in einem Hubschrauber. »Und?« fragte er.

Ich hob die Schultern. »Eine Gefahr ist gebannt.«

»Das ist doch großartig. Gratuliere.«

»Nicht uns.«

»Sondern?«

»Das erzähle ich Ihnen auf dem Flug. Wir haben beide keine Lust mehr, auf dieser Insel zu bleiben.«

Er lachte. »Kann ich verstehen. Kommen Sie mit.«

Es waren die sympathischsten Worte, die wir je aus seinem Munde vernommen hatten.

Als wir über die Insel flogen, warf ich einen letzten Blick nach unten. Es war kaum zu fassen, aber auf diesem Eiland mitten im japanischen Meer war einer unserer Todfeinde gestorben. Und der Schnee, der plötzlich aus den Wolken fiel, würde seine Leiche für lange Zeit zudecken. Wenn er wieder taute, waren Tokatas Gebeine längst vermodert. Und das konnte man wirklich als eine gute Sache bezeichnen...

ENDE